

manuscript

Staat-Bibliothek
Regensburg

St. 807 (2)

Über
die Schweiz
und
die Schweizer.

Vitam impendere vero!

Zweiter Theil.

Berlin 1796.

bei Friedr. Vieweg, dem Ältern.

Die Schwestern

Die Schwestern

Die Schwestern

Die Schwestern

Die Schwestern

Die Schwestern

Vorerinnerung.

Mit diesem zweiten Theile schliesen meine Bemerkungen über die deutsche Schweiz. In dem noch folgenden dritten Theile, der über die französische Schweiz handeln wird, behalte ich mir vor, einen Rückblik auf das Ganze zu werfen, und ein Gemälde von den Schweizern überhaupt, in physischer, moralischer und politischer Hinsicht zu versuchen. Wobei ich keinem zu nahe treten werde; weder den Schweizern, noch der Wahrheit. —

Ich will nur von dem reden, was ist. Der Schein gehört für Knaben;

Vorurtheile für Thoren; die Unwahrheit für Verleumder.

Was gut ist, soll gut bleiben. Aber ich bin zu schwach, „die Zeit in ihre Fugen zu bringen.“ Das Schlimme kann ich nicht gut machen. — Aufstellen und mißbilligen kann ich es. Aufstellen zur Warnung der Schweiz; und zur Warnung anderer Staaten, die frei sind, oder noch frei werden wollen. Damit sie nicht in ähnliche Irrthümer versinken; damit sie das Blut ihrer Väter und Freunde etwas besser als Wasser schätzen lernen. —

Weimar,
im Februar 1796.

Der Verfasser.

Über
die sittliche Schweiz.

Zweiter Theil.

A

Sechzehnter Brief.

Basel.

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen“ — u. s. w. Was Herr Urian hier weiter sagt, werden Sie sich schon erinnern. Mir wenigstens fielen diese kräftigen Zeilen auf meinen Reisen schon oft genug ein. Sie fragen doch nicht auf welcher? Das wäre eine schalkhafte Frage; besonders da ich Ihnen eben izt von Basel schreibe. —

Wer in dieser guten Stadt wohnt, der hat den Vortheil, daß er täglich eine Stunde länger lebt, als an andern Orten. Wenn es in Magdeburg, in Prag, oder selbst in dem nächsten schweizerischen

Städtchen Liechstal um 6 Uhr dunkel wird, so ist es hier zu der nehmlichen Stunde noch heller Tag. Das kommt daher, weil, wie Sie vielleicht schon wissen werden, die Baseler Uhr eine Stunde zu früh geht. Die Fabel der Verschwörung, die zur Ursache dieses Zufrühschlagens angegeben wird, kann Ihnen ebenfalls nicht unbekannt seyn. Es wird nehmlich erzählt, dafs die Stadt durch Verrath hätte an die Östreicher überliefert werden sollen, und dafs die Gewandheit des Uhrmachers, der die Uhr eine Stunde vorrückte, die Verrätherei vereitelte. Ich mag hier die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Sage nicht untersuchen; aber das weifs ich, wenn auch etwas Wahres darin läge, so liesse sich doch keine vernünftige Ursache denken, warum nach Jahrhunderten eine Ausnahme beibehalten werden mufs, die nur das Bedürfnifs des Augenblicks nothwendig machen, oder rechtfertigen konnte. —

Aber die Schweizer haben eine allen Glauben übersteigende Anhänglichkeit an alle solche Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten, die die Würde des Alterthums tragen. Die Einführung irgend einer Neuerung, irgend einer Verbesserung, und sey sie noch so nothwendig, noch so heilsam und wohlthätig, wird eben darum, weil sie neu ist, immer den hartnäckigsten Widerstand finden. Ich wundere mich in der That, daß die ersten Stifter des schweizerischen Bundes diese Anhänglichkeit an allem was alt ist haben besiegen können; daß sie ihre Mitbürger haben überreden können, sich den schönen Tausch der Freiheit gegen die Sklaverei gefallen zu lassen. — Vielleicht läßt sich aber auch aus jener Vorliebe für alle veraltete Gewohnheiten eben die willige Hingebung des schweizerischen Volkes erklären, mit der es sich in der Folge der Aristokratie und

der Eigenmacht seiner Regenten unterwarf; weil seine Sklaverei älter ist, als seine Freiheit. —

Indessen finden wir diese Partheilichkeit für veraltete Gewohnheiten, dieses kindische Kleben an verjährte Gebräuche, auch ausser der Schweiz noch in manchem andern Lande; und wahrscheinlich trägt die Eitelkeit, dass man den Gesetzen der Vorgänger sich lieber fügen, als den Vorschriften seiner Zeitgenossen gehorchen mag, das ihrige dazu bei.

Der Kanton Basel ist, in Ansehung des Flächenraums und der Volksmenge, einer der geringern Kantons. Er enthält nicht mehr als elf Quadratmeilen, die von sechs bis sieben und dreissig tausend Menschen bewohnt werden. Davon fasst die Hauptstadt über 15,000; also beinahe die Hälfte der Volksmenge des ganzen Kantons. Dies ist aber nur eine äusserst geringe Anzahl für die Grösse, für den sehr

ausgedehnten Umfang der Stadt. Sie könnte füglich dreißig tausend Menschen fassen, und ihr mehr ausgebreiteter Handel könnte sie reichlich ernähren. Aber es giebt hier, wie in den übrigen Städten der Schweiz, ein Ding, welches man Civism nennt, und das man nur darum beizubehalten scheint, um den Ausländern das Bürgerrecht zu versagen, um die Ausbreitung des Handels zu erschweren, und die Vortheile desselben den wenigen Familien zu sichern, in deren Besiz sie sich einmal befinden.

Daher ist der Reichthum auch nur in wenigen Händen; unterdeß die Mittelklasse, die grössere Summe des Volks, in stiefmütterlicher Vernachlässigung schmachtet. Wäre es der Staatsklugheit der Baseler nicht zuwider, diese gewaltige Einschränkung aufzuheben und die Anzahl der Handlungtreibenden Bürger zu vermehren; wie blühend könnten

Handel, Fabriken, Manufakturen und alle mechanischen Künste in dieser Stadt seyn, und wie viel stärker und allgemeiner würde sich der Wohlstand durch alle Volksklassen verbreiten! Sonderbar ist es indessen, daß die Schweizer, die man auswärts überall trifft, die sich überall so gerne ansiedeln, daß gerade die Schweizer den vaterländischen Boden, mit so harter unbiegsamer Strenge, gegen Ausländer bewahren müssen. —

Auch die Verfassung dieses Kantons neigt sich sehr zur Oligarchie. Auch hier kann nur der Baseler Bürger zu obrigkeitlichen Stellen und Aemtern gelangen. Auch hier ist der Landmann nicht nur von allem Einfluß der Regierung, sondern von manchen andern Rechten und Vortheilen ausgeschlossen. So ist ihm z. B. die Jagd untersagt; und überhaupt darf der Bauer seinen Stand nicht verändern; er kann weder Kaufmann noch

Gastwirth werden, noch sonst irgend ein bürgerliches Gewerbe treiben. Dem Baseler Bauer ist weiter nichts erlaubt, als Sklave des Reichern zu seyn. Dies ist in einem Staat, dessen Hauptstadt fast die Hälfte der ganzen Volksmenge enthält, beinah' unvermeidlich. Was will, was kann der kleine, im ganzen Kanton zerstreute Volkshaufe, gegen die ansehnliche konzentrirte Masse der Wohlhabendsten und Mächtigsten, die sich in der Hauptstadt beisammen finden, unternehmen; um der Habsucht und dem Ehrgeiz der stolzen Städter Gränzen zu setzen, um die Lage des unterjochten Landmannes zu erleichtern? Aber diese Bemerkung trifft nicht nur Basel, sondern alle bekannten Länder der ganzen Erde. Hier und überall, in Monarchieen wie in Demokratieen, ist der Arme das Spiel des Reichen. Wer kann dem alles beherrschenden Einfluß, wer kann den höllischen Künsten

des Goldes entgegen arbeiten? Ist nicht reich seyn, und mächtig seyn einerlei? Stehen die Reichen nicht überall an der Spitze der Gesellschaft? Tous les avantages de la société ne sont-ils pas pour les puissans et pour les riches? Tous les emplois lucratifs ne sont-ils pas remplis par eux seuls? *) Dies, glauben Sie es mir mein geliebtester Freund, dies ist überall der Fall, wo Menschen irdischer Art sich in Gesellschaften vereinigen. Da nur die wenigsten Menschen innern Werth haben, so ist das Gedränge des groſsen Haufens da am aller-ungestümsten, wo etwas Äusserliches zu erhaschen ist; und wer da die schärfsten Tigerklauen hat, der wird am reichsten belohnt. So geht es in Monarchieen, und so geht es in den sogenannten Freistaaten. Denn wer heut zu Tage noch unge-

*) Rousseau.

wöhnliche Tugenden in den Republiken sucht, der könnte eben sowohl in ein Bagnio in Covent Garden gehen, um Keuschheit zu spähen; oder er könnte den Verhören der heiligen Inquisition beiwohnen, um Züge der Toleranz, der Menschenliebe und der Aufklärung zu sammeln. —

Ich habe gestern den Saal gesehen, wo ehemals die berühmten Kirchenversammlungen gehalten wurden. Die hölzernen Bänke, die an den Mauern umher stehen, und der schmuklose Tisch für den Sekretair — die ganze Dekoration dieses Saals — welch ein sprechendes Bild der Einfalt damaliger Zeiten! Hier war es, wo der Pabst, mit einem Eifer der an Wuth gränzte, für seine angebliche Hoheit kämpfte. Traurig war dieser Kampf für die Hoheit des heiligen Stuhls. Alles was der Pabst damals erfocht, war ein öffentliches Zeugniß seiner

Schwäche. Heut zu Tage wird diese Schwäche nicht mehr durch öffentlichen Kampf und Widerstand gezeigt, aber sie ist durch Resignation, durch Hingebung und Unterwerfung, nicht weniger sichtbar. —

Wenn Sie hier das Waisenhaus sehen, so sehen Sie auch zugleich das — Zucht-
haus, das damit verbunden ist. Eine Vereinigung, die, so ökonomisch gut sie auch seyn mag, etwas sehr Widriges, Empörendes hat. Die Elternlose Unschuld verdient es eben so wenig, unter Verbrecher gemengt zu werden, als es diese verdienen, sich zu den schuldlosen Söhnen rechtschaffener Bürger zu gesellen. So entfernt übrigens auch beide von einander leben mögen, so ist doch die Idee schon an und für sich unerträglich, daß Verbrecher in dem nemlichen Hause ihre Sünden büßen, ihre Strafe empfangen, wo man die arme verlassene Unschuld

pflegen und zur Tugend aufbringen will. Es herrscht überhaupt in der ganzen Einrichtung dieses Instituts eine Sparsamkeit, die in den schweizerischen Instituten freilich gewöhnlich genug ist, aber hier an das Übertriebene gränzt und zu großen Mißbräuchen, nicht selten zu Lasten Anlaß geben kann. So ist zum Beispiel das Auditorium auch zugleich der Speisesaal, und dieser bereits in doppelter Capazität erschienene Speisesaal dient auch noch zur Hauskapelle, wo Morgens und Abends Betstunden gehalten werden. Welch eine Idee! Hier haben Sie also einen Ort, wo für Körper, Geist und Seele zugleich gesorgt wird. — Mir fiel hier der arme Schuhflicker in einer bekannten englischen Ballade ein, dessen kleine Arbeitsbude ihm als Visitenzimmer, Küche, Keller und Speisekammer diente. Denn auch dieses Auditorium —

is like the cubler's stall
his parlour, kitchin and all. —

Was mich aber zu ernsthaften Betrachtungen leitete, ist das Beisammenschlafen der Kinder. Dieser erste und sicherste Grund des physischen und moralischen Verderbens der Jugend, hat sich auch hier — vermuthlich aus Sparsamkeit — eingeschlichen. Über die Schädlichkeit dieser Einrichtung, die so allgemein anerkannt ist, will ich hier nichts weiter sagen. Nur darüber, daß man in einem Lande wo Tissot lebt, solche öffentliche Verachtung seiner heilsamen vortreflichen Lehren, sogar in frommen Stiftungen findet, darüber kann ich meine Verwunderung, meine Indignation nicht unterdrücken.

Es versteht sich, daß ich den berühmten Todtentanz von Holbein gesehen habe; das heist: so viel noch davon zu sehen ist, denn er hat schon sehr gelitten.

Was der Tod mit den einzelnen hier befindlichen Figuren thut, das hat die Zeit mit dem ganzen Gemälde gethan. Sie hat es verwischt, vernichtet. Eine Meisterhand verrathen die noch sichtbaren Überbleibsel allerdings; ob indessen das Ganze von Holbein, von Kluber, oder von einem andern Künstler war, darüber, fühl' ich eben keinen Beruf, Sie mit Vermuthungen zu quälen.

Dafs Basel eine vortrefliche Lage hat, dafs es von Fruchtfeldern und Weinbergen umgeben, dafs es vom Rhein durchschnitten ist, der es in zwei Theile, in Groß- und Klein-Basel abtheilt; das wissen Sie schon aus andern Reisebeschreibungen. — Wenn ich manchmal dergleichen Lokalumstände übergehe, so werden Sie sich daran erinnern, dafs ich reise, um mich mit dem Menschen und seinen Sitten, nicht mit Steinhäufen, Bergen und Flüssen bekannt zu machen. Diese kann

man aus Büchern erfahren; jenes kann man nur durch den Umgang mit Menschen kennen lernen.

„Sie sind ohne Zweifel ein Miniaturmaler?“ — sagte die schöne Wirthin in dem kleinen Landstädtchen zu mir, wo ich die vorige Nacht zubrachte. —

Und warum das, meine Schöne?

„Weil Sie so sehr nach dem Bilde sehen, welches ich hier trage.“ (Sie griff nach dem Bilde, das an der linken Seite ihres vollen Busens hing) Dies ist auf alle Fälle, dacht' ich bei mir selbst — eine sehr liebevolle Einladung, die reizende Stelle mit Muße zu betrachten, die man sonst nur verstohlener Weise anblicken darf. Da ich ein kurzes Gesicht habe, so trat ich einige Schritte näher, um das — Bild genauer betrachten zu können. —

Gewiss von lieber Hand? sagte ich.

„Es ist das Bildniß meines Oheims.“

Da

Da haben Sie einen jungen lebenswürdigen Oheim.

„In der That? Nun so muß ich Ihnen sagen, daß Sie nicht allein dieser Meinung sind. Ich kenne Jemand, der dies Bild so schön findet, daß ich, wenn er gegenwärtig ist, es kaum tragen darf.“

„Wenn er gegenwärtig ist“ — „kaum tragen darf“ — Der Herr Wirth ist also nicht hier, dacht ich bei mir selbst. Wenn ich zuerst das Divinationsvermögen meiner schönen Wirthin bewunderte, wodurch sie mir's gleich beim ersten Anblik ansehen konnte, daß ich ein Miniaturmaler seyn müsse; so bewunderte ich izt die feine und doch verständliche Art, womit sie mir anzeigte, daß ihr Mann abwesend sey, nicht minder. — Wird der Herr Wirth uns lange verlassen?

„Ja wohl, lange genug. Er ist gestern abgereist, und kommt erst in acht Tagen wieder.“ (mit unterdrücktem Lächeln.)

Acht Tage! Nun da will ich so lange bei Ihnen bleiben und Sie beschützen; wenn Sie dagegen versprechen wollen, mir die Geschichte Ihres jungen Oheims zu erzählen. —

„Die Geschichte meines Oheims?“

Die Geschichte des jungen Mannes, dessen Bild mich zum Miniatürmaler machte.

„Hören Sie so gerne Geschichtchen?“ —

Von einem so schönen Munde allerdings.

„Und wollen Sie acht Tage bei mir bleiben und mich beschützen?“

Wie könnten Sie zweifeln? —

„Topp! Sie sollen sie erfahren, die Geschichte. — Aber! — —“

Indem sie dieses Aber aussprach, legte sie den weissen runden Zeigefinger ihrer rechten Hand auf den kleinen geschlossenen Mund, der wie eine Carminstreife unter den Lilien ihres schönen Gesichts hervorstrahlte.

Der ist kein Mann, sagte ich, der das Zutrauen eines Weibes mißbraucht.

„Nun, so sollen Sie noch diesen Abend die Geschichte meines Oheims — erfahren.“ Und so hüpfte sie zur Thüre hinaus, die Treppe herunter.

Das hat den Geruch einer Avantüre, dacht' ich bei mir selbst, und ging mit starken Schritten einige mal auf und nieder. Wenn ich Ihnen aufrichtig die Wahrheit sagen soll; ich glaube, in meinem Gesichte muß die Miene der Eroberung nicht ganz unbemerkbar gewesen seyn; — denn ich fühlte so etwas, das dem Stolz des Eroberers nahe kam. — Nun sez' ich mich auf's Sofa, und fange an, dem Dinge reiflicher nachzudenken.

Ist es nicht sonderbar, ich bin kaum einige Stunden hier, und habe schon eine Freundin; habe schon das Vertrauen eines edlen lebenswürdigen Geschöpfes! —

Indem ich so mit mir selbst sprach,
trat die schöne Wirthin ins Zimmer;
und — was nun weiter zwischen uns bei-
den vorfiel, das sollen Sie schon noch
einmal erfahren. —

Siebzehnter Brief,

Basel.

Es giebt hier noch eine Menge Ludwigs-Ritter, die, um ihre Anhänglichkeit an den enthaupteten Monarchen zu beweisen, sich noch immer mit den Zeichen seiner ehemaligen Gnade schmücken. Diese Ritter sind eigentlich Schweizer, die vor der Revolution in französischem Sold gestanden und nachher von den Parisern, wie bekannt, auf eine sehr unsanfte Art verabschiedet wurden. *) Diese Offiziere sowohl, als die mit ihnen zurückgekommenen Gemeinen, machen noch beträcht-

*) 10. August.

liche Forderungen an die fränkische Nation, die aber vor der Hand noch wenig Gehör gefunden haben. Dafs bei so bewandten Umständen, die heiligen Ludwigs-Ritter zu Basel gut aristokratisch gesinnt seyn müssen, läfst sich leicht denken. —

Daher ist es auch nichts seltenes, dafs man diese Leute und ihre Anhänger in Invektiven und Schmähungen gegen die französische Republik ausbrechen hört, die man in einem neutralen Lande kaum erwarten sollte. So habe ich hier vor Kurzem einem Auftritt mit beigewohnt, den ich Ihnen doch erzählen will, damit Sie sich von dem Geist der Freiheit, der hier herrscht, einen Begriff machen können.

In ein Kaffehaus, wo mehrere von den heiligen Rittern und einige französische Emigrirte beisammen sassen, und theils in Karten spielten, theils der fränkischen Republik einen neuen König de-

ketirten, kam ein junger Genfer mit einem französischen Republikaner, die sich beide durch das abgestuzte ungepuderte Haar, durch die Moustaches, und durch ihre übrige Kleidung als Anhänger der Revolution, gleich beim ersten Anblik deutlich genug ankündigten. Sie ließen sich eine Flasche Wein geben, und sprachen über den glüklichen Fortgang der Revolution und des Krieges wider die Aliirten. Nachdem sie eine Zeitlang getrunken hatten und ihr Geist theils durch den Wein, theils durchs Gespräch erhizt war, fingen sie an, — jedoch nicht laut und so, daß es unter dem Geschnattere der Emigrirten und der übrigen Helden kaum vernehmlich war, — die Marseiller Hymne zu singen.

Ich darf Ihnen wohl nicht sagen, daß dieser Gesang den Ludwigs-Rittern und ihren Freunden eben nicht die angenehmste Unterhaltung war. Man sah sich mit

dem sichtbarsten Ausdruck des Erstaunens an, und schien sich durch Blicke gleichsam zu berathschlagen, was man mit diesen insolenten Freiheits-Sängern vornehmen sollte. Man konnte es in den Gesichtern der Zuhörer deutlich genug merken, wie der Unwille und das Mißvergnügen mit jeder Strophe zunahmen. Ehe man sich's versah, ging einer von den Baseler Rittern auf die Sänger zu und sagte ihnen, mit nicht mehr Mäßigung als ihm seine Wuth zuließ — „dafs der Rath zu Basel einen ausdrücklichen Befehl publicirt habe, dem zufolge der Marseiller Marsch in Basel nicht gesungen werden dürfe!“ — Die Republikaner, die einen solchen Befehl kaum für möglich hielten, sangen fort, vielleicht auch etwas lauter als vorher, welches sich erklären läfst. — Nun standen alle Ritter sammt den Emigrirten auf, und nachdem die beiden Fremden auf das gröbste beleidigt und

mißhandelt worden waren, mußten sie endlich — nach dem allmächtigen Recht des Stärkern — das Zimmer räumen, ohne daß es ihnen verstattet wurde, den Wein und die Erfrischungen, die sie schon bezahlt hatten, genießen zu dürfen.

Ich enthalte mich, über das Unartige, Unschikliche und Unmännliche in diesem Vorgange hier etwas zu sagen. Die Sache spricht für sich; und Sie werden das Betragen der heiligen Ritter schon nach Verdienst zu würdigen wissen. Aber daß, wie uns diese Herren versichern, ein Rathsbefehl wider das Singen der Marseiller Hymne vorhanden seyn soll, *) das ist zu auffallend, um ganz mit Stillschweigen übergangen zu werden. Wie? Ist die Verfassung von Basel so gebrechlich, daß sie die Töne der Freiheit nicht einmal hören kann, ohne

*) Dieser Befehl existirte wirklich in Basel,

ihren Sturz zu befürchten? — Und ist dies nicht eine Republik? Und eine — wenn die Götter wollen — demokratische Republik, die noch dazu mit den Franken in nachbarlicher Verbindung steht, und die heiligen Rechte und Pflichten der Neutralität mit der äußersten Sorgfalt zu ehren und zu beobachten affektirt. —

Aber diese Neutralität, was ist sie anders, als eine kaufmännische Spekulation von der gewöhnlichsten Art? Durch die Neutralität genießen die Schweizer alle Wohlthaten des Friedens, und alle Vortheile des Krieges, ohne seinen Gefahren ausgesetzt zu seyn. Daher ist die Neutralität ökonomisch-weise; und daher ist sie von den ökonomischen Weisen dieses kaufmännischen Freistaats beobachtet worden. Aber was der bloß merkantilische Schweizer thut, würde das auch der biedere freie Schweizer gethan

haben? Das heist: Wenn die französische Revolution vier hundert Jahre früher ausgebrochen wäre, würden die damaligen Schweizer an eine ihr Freiheitsgefühl so entehrende Neutralität wohl gedacht; oder würden sie nicht vielmehr sich mit ihren Nachbarn verbunden, würden sie ihnen nicht brüderlich geholfen haben, kämpfen, den Kampf der Freiheit? Aber wer kann an den Schweizern von 1795 die Schweizer des vierzehnten Jahrhunderts erkennen? Wer kann hier nur die geringste Spur von Aehnlichkeit entdecken? Die Zeiten des Fabricius, und die, da das Römische Volk an den Meistbietenden verkauft wurde, sind nicht mehr verschieden, als die eben angeführten Perioden in der Schweizergeschichte. Die Schweizer haben nun schon seit Jahrhunderten von dem Kapital der Tugenden ihrer Voreltern gezehrt; haben immer davon genommen; nie etwas dazu

gethan. Je geringer dieses väterliche Gut wird, je ärmer werden die Schweizer an Tugend, an Wahrheit, an Freiheit, an Unabhängigkeit. Bald wird er ganz verschwunden seyn, dieser schätzbare väterliche Nachlaß; und dann wird auch das Werk der Korruption durch alle Theile vollendet seyn; dann wird ein ehemals freies Volk reif zur Sklaverei seyn! —

Ich muß Ihnen nun wieder einmal Rechenschaft von meinem hiesigen Aufenthalt geben.

Der Fremde, der sich hier mit Vergnügen aufhalten kann, ist sicher, daß er an keinem Ort in der Welt von Langeweile gemartert wird. Mir ist noch nichts steiferes, kälteres, eingeschränkteres, heimgezogeneres vorgekommen, als die Gesellschaften in Basel. Es herrscht hier eine Verwandtensucht, die den Fremden überall zurückstößt. Der Fremde bleibt hier fremd sein Lebelang. Da sich

gewisse Personen zu gewissen Tagen das ganze Jahr hindurch sehen, so kursiren auch gewisse Ideen, gewisse Redensarten; gewisser Wiz, gewisse Laune, die, so geringhaltig sie auch immer seyn mögen, einen konventionellen Werth haben, und in den geschlossenen Zirkeln als eine sehr gangbare Münze genommen und gegeben werden. Der arme Fremde, der weder nehmen noch geben kann, steht dann als ein überflüssiges unnützes Wesen da, mit dem man aus Mangel oder — Reichthum an Kultur — beides dem Verhältniß nach gleich grofse Fehler — keinen Verkehr haben kann. Hat man sich nun lange genug mißverstanden, geängstigt; hat man die vorgeschriebenen Stunden im Seelenlosen Gespräch endlich getödtet; so würgt man etwas Gebratenes und Gesottenes, und einige Gläser Wein herunter, und — nachdem der Hausherr durch zwei oder dreimal wiederholtes

Gähnen, das Signal zum Aufbruch gegeben hat — steht man auf und empfiehlt sich. Und Zusammenkünfte von der Art, nennt man hier die Freuden der Geselligkeit, die Würze des Lebens. —

Inkonvenienzen wie diese, die man nicht nur in Basel oder in andern Orten in der Schweiz, die man in England, in Holland, in Frankreich und in Deutschland mehr oder weniger trifft, haben mich endlich zu dem Entschluß gebracht, mich nicht mit Empfehlungsschreiben von einem Ort zum andern zu schleppen. Ich kenne nichts Traurigeres, als diese herzlosen Freundschaften, die gleich Wechselbriefen von einem Freund auf dem andern trassirt werden. — In großen Städten nun gar, wo dergleichen Dinge täglich vorkommen, was läßt sich da anders erwarten, als eine zum System gewordene Kälte, eine in's Ekelhafte übergehende steife Zurückhaltung? — Eben so

lächerlich ist der Gedanke, daß man gewisse Orden und Verbrüderungen als Introduktionsmittel in fernen Landen empfehlen und gebrauchen will. Warum soll der Mensch, um sich an Menschen zu schliessen, sich bloß des untergeordneten Mittels, äußerlicher Zeichen bedienen? Giebt es nicht eine innere Kraft, die über alle dieses Äussere weit erhaben ist? Tragen wir nicht ein Herz in uns? Und wenn dieses Herz tief, wahr und warm fühlt, ist es nicht gewiß, überall Herzen zu finden, von denen es eben so sehr und in eben dem Moment angezogen wird, als jene von ihm angezogen werden? Dies ist freilich keiner von den geheimen gekünstelten Orden; aber es ist der Orden der Natur. Seine Mitglieder sind das ganze Menschengeschlecht. Seine Loge ist das Universum. —

Was man hier an der Geselligkeit verliert, das gewinnt man an den Kabinettern, Seltenheiten und Sehenswürdigkeiten, die gewifs nicht unbeträchtlich sind. Das Fähsische Kabinet, die Bibliothek, das Naturalienkabinet des Herrn Apotheker Bernoulli, sammt seiner Sammlung in die Naturwissenschaft einschlagender Bücher; die Schriftgießerei und die übrigen Merkwürdigkeiten des Herrn Haas, das Naturalienkabinet des Herrn Oberst Frey, u. s. w. verdienen gesehen zu werden. Sie kennen den Inhalt und den Werth dieser Sammlungen ohne Zweifel schon aus andern Beschreibungen; darum will ich Sie und mich nicht länger dabei aufhalten. Doch muß ich den Herrn Professor Socin nicht vergessen, der ein guter Physiker ist, und eine schätzbare Sammlung von physikalischen und andern Instrumenten besitzt. Er hatte die Güte mir verschiedene Experimente zu zeigen, die
sehr

sehr lehrreich waren. Er wollte mir unter andern auch den Umlauf des Bluts in einem Frosch sehen lassen; aber dergleichen Versuche laufen nicht ohne Grausamkeit ab, und ich habe mir diese Gefälligkeit verboten. Ich versicherte dem Herrn Socin, daß ich den Frosch lieber auf's Gras springen sehen, oder im Bach mit seiner Hälfte ein Duett quaken hören wollte, als ihn unter des Herrn Professors Sonnenmikroskop bewundern.

Daß ich den Herrn von Mecheln besucht und seine Gemälde- und Kupferstichsammlung gesehen habe, versteht sich von selbst. Schade daß Herr von Mecheln anfängt, oder eigentlich schon längst angefangen hat — mehr Kaufmann als Künstler zu seyn. Man merkt es ihm sehr deutlich an, daß es ihm um den baaren Ertrag der Kunst zu thun ist. Er verweilt sich bei einer Emmethaler Bäuerin, die man ihm abhandeln will,

weit länger und mit mehr Wärme, als bei dem Tod der Messalina, oder bei der lesenden Magdalena, die man in seiner Gemäldensammlung nur bewundert. —

Auch hier hat man die in der Schweiz so sehr beliebten Pracht- und Mäfsigkeits-Gesetze, Sitten- und Keuschheits-Commissionen, und wie die frommen Einrichtungen alle mehr heissen. — Scheint es doch, dafs man diese Gesetze nur darum gegeben hat, um seinen Scharfsinn im Eludiren zu versuchen. — Die Baseler dürfen keine seidenen Kleider tragen; sie lassen aber ihre Kleider vom feinsten Tuch mit Seide füttern, welches eine doppelte Verschwendung ist. Die Kutschen dürfen keine besondern Verzierungen haben; dafür hält man die kostbarsten Pferde, welche weit gröfsern Aufwand erfordern, als ein bischen Lak und Goldschaum. Die Bedienten dürfen nicht hinten aufstehen; man läfst sie nebenher

gehen. Alle dergleichen Gesetze sind nicht nur unzwekmässig, sondern sie sind auch zugleich der unwidersprechlichste Beweis, daß der Luxus und die Verderbtheit der Sitten große Fortschritte gemacht haben. Erst nachher, als die ersten Menschen zum Falle gekommen waren, drückte sie die Sorge für ein Gewand der Keuschheit. —

Sehr auffallend ist es übrigens in den Aufwandsgesetzen der Schweizer, daß sie zum Beispiel die seidenen Stoffe, die sie selbst fabriziren, verbieten; und dagegen dem Luxus und der Ueppigkeit der Tafel u. s. w. freien Lauf lassen. Kaffee, Tabak, Wein, Gewürz und Brandtwein, werden in Ueberfluß genossen und müssen aus fernen Landen herbei geschafft werden. Wie viel baares Geld geht nicht für diese Entbehrlichkeiten, für diesen verderblichen Genuß, jährlich aus der Schweiz! Wäre es nicht rathsamer, die

seidenen Stoffe, die im Lande gefertigt werden, und andere dergleichen Dinge zu erlauben; und statt dessen, den Kaffee, das Gewürz und die fremden Weine zu verbieten? — Der Kanton Lucern allein, braucht jährlich für 2,300,000 Fl. ausländischen Wein. Das obere Elfaß zieht diesen beträchtlichen Tribut von der Völlererei seiner Nachbarn. Was werden nun die Bedürfnisse in den übrigen Kantons, nicht nur an Wein, sondern für alle andere Artikel erst betragen? — — In einem handelnden Staat lassen sich auch dergleichen Mäfsigkeitsgesetze gar nicht einmal denken. Der Handel befördert den Luxus, und macht die Einwohner mit der Weichlichkeit und den Leckereien aller Welttheile bekannt. Der Pommer weiß nichts von Kapwein; und der Londoner Kaufmann würde seinen Braten kaum verdauen können, wenn man ihm den Gebrauch der India Pickles untersa-

gen wollte. — Was helfen nun alle diese glänzenden Attribute republikanischer Regierungen ohne republikanischen Geist? Was helfen uns Repräsentanten ohne Volksstimme; Demokratien ohne Gleichheitsgefühl; Freiheit ohne Unabhängigkeit; Sittengesetze ohne Mäßigkeit? — Von den halbvollendeten Werken dieser Regierungskünstler gilt jener Ausspruch des Horaz: infelix operis summa, quia ponere totum nesciat.

Achtzehnter Brief.

Basel.

Wenn ich eine Reise wie ein Gelehrter schreiben wollte, der die Schweiz in geographisch - topographisch - antiquarischer Hinsicht bereist hat; oder wie ein Gelehrter, der die Schweiz gar nicht bereist hat, und in seiner Studierstube, aus den eilf um ihn herumliegenden Büchern über die Schweiz, ein zwölftes hervorbringt: so müßt' ich Ihnen schon längst gesagt haben, daß die Entstehung der Stadt Basel sich tief in das Alterthum verliert. Ich müßte Ihnen erzählt haben, daß das Völkchen des alten Rauracum Theil an dem Einfall der Helvetier in Gallien nahm; daß die Römer da-

für ihr kleines Land eroberten, und hier das Augusta Rauracorum erbauten, von dem man in dem Dörfchen Augst — eine Stunde von hier — noch Spuren findet, oder doch finden will. — Dafs nach der Zerstörung, die Attila mit seinen Hunnen hier vorzunehmen beliebt hat, ein Theil der Einwohner nach dem damaligen Basilea, dem heutigen Basel flüchtete, welcher es in der Folge wieder volkreich und blühend machte. Ich müfste Ihnen erzählt haben, dafs Ammianus Marcellinus der Stadt Basel schon im IV. Jahrhundert gedacht hat. Oder ich müfste doch zum wenigsten schon von den hier modernden grossen Männern gesprochen, und Ihnen einige von den lateinischen Grabschriften mitgetheilt haben. Zum Beispiel:

CHRISTO SALVATORI

Desid. Erasmo Roterod. viro omnibus modis maximo. etc. etc. etc. — — —

Solche Nachrichten und alles was dahin einschlägt, haben ihr Gutes. Sie geben dem Schriftsteller während des Abschreibens Zeit, sich von der Beschwerlichkeit des Denkens zu erhohlen; und genießsen dabei noch das unverletzbare Vorrecht, daß weder Zensor noch Rezensent sich daran vergreifen darf, oder mag. — Daher kommt es auch, daß man dergleichen gelehrte Compilationen in manchem Duzend Reisebeschreibungen — ohne daß ein Jota daran verrückt wäre — lesen kann. Aber man muß auch billig seyn. Es ist nicht einem Jeden gegeben, sich mit dem Vergangenen und Gegenwärtigen zugleich zu beschäftigen. Unterdeß andere also ihren Scharfsinn unter den Todten versuchen, will ich mich begnügen unter den Lebenden zu leben.

Es ist mir vor ein paar Tagen bei einer ländlichen Fete eine Karrikatur auf-

gestoßen, die zu viel Eigenes und Auffallendes hat, als daß ich dem Reiz, eine flüchtige Skizze davon zu entwerfen, widerstehen könnte. Wenn ich so glücklich bin, hier nur einige Züge lebhaft darzustellen, so bin ich überzeugt, daß mein Wunsch, Ihnen ein Lächeln abzugewinnen, nicht vergebens seyn wird.

Mein Gegenstand ist eine Dame d'ar-
Ton; groß, hager und reizlos. Sie hat
wenigstens drei und vierzig Frühlinge
erlebt. Ihr Gesicht, das nichts weniger
als schön ist, wird durch das grelle Roth
ihrer Schminke der Gefahr der Beobach-
tung, nicht ohne ihrem Nachtheil, ausge-
setzt. Ein paar kleine, beinah erloschene
Augen — die man eben nicht als Anna-
len der Keuschheit betrachten kann — ver-
suchen Blitze zu schleudern, die aber ge-
wöhnlich ersterben, ehe sie den bestimm-
ten Gegenstand erreichen. Ihre Sprache
— obgleich eine gebohrne Deutsche —

ist die Französische; die sie sehr schnell, aber doch sehr mittelmäßig spricht. Überhaupt ist eine übertriebene unnatürliche Schnelligkeit in ihren Bewegungen, Gestikulationen in Blick und Sprache, ein Hauptzug ihres Karakters. Sie möchte gerne durch ihre Lebhaftigkeit ersetzen, was ihr an Schönheit gebricht. Sie spricht beständig von ihrer Vivacité, von ihrer Wärme, und bemerkt dabei die Kälte derjenigen nicht, mit denen sie von diesem unerlöschbaren Feuer spricht. — Dabei nimmt sie Tabak, nicht nur um selbst das Ekelhafte einer Parisienne zu äffen, sondern der Wollust wegen, mit der sie ihn genießt. Auf einer kleinen runden Dose, mit der man bald vertraut wird, befindet sich das Gemälde eines jungen Offiziers, dessen Verhältniß mit der Besitzerin ihre Blicke zu verrathen bemüht sind. Es ist gar nicht schwer in ihrer Miene zu entdecken, daß sie auf die

zwei und zwanzig Jahre ihres Freundes stolz ist. — Ein kleiner Bologneser Hund, Namens Brillant, wiegt sich in ihrem Arm, wenn sie geht, und ruht auf der seidenen Schleppe ihres Kleides, wenn sie sitzt. Die gewöhnlichen Gegenstände ihres Gesprächs sind Poesie, Musik, Reisen, Bälle, Assembleen, Concerte und Opern. Bei Gelegenheit der Poesie erfährt man, daß Le Marquis de Vingtport, der eine glückliche Tournüre für die Dichtkunst hat, ihr mehrere Gedichte dediziert habe, dont on trouve de morceaux superbes. — Sie liebt die Musik à la folie. Sie könnte keinen Menschen lieben, der nicht musikalisch wäre; malgré cela — setzt sie mit ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit hinzu — il faut avouer, que mon mari deteste la musique. — Das wird aber vermuthlich nicht die einzige Dissonanz in dieser beglückten Ehe seyn. — — Die Gespräche über Reisen, Bälle u. s. w.

geben Gelegenheit von ihrem Hang für das Abentheuerliche zu reden. Ein Gegenstand, wobei sie ihre Vivacité am meisten anstrengt. Ce n'est pas pour faire de conquets — setzt sie in einem sehr erhabenen Ton und mit der anspruchvollsten Miene hinzu — mais c'est pour punir l'orgueil de votre sexe. —

Und der Gemahl? Ist in seinem Bureau, wo seine Geschäfte ihn anketten, unterdeß Madam Gesellschaften hält, von einer Fete zur andern hüpfet, Reisen macht und Abentheuer sucht. Aber wohl verstanden: „nicht um Eroberungen zu machen, sondern um den Stolz unsers Geschlechts zu züchtigen!“ —

Hier, wie in den meisten Städten der Schweiz, halten sich beständig viele Engländer auf. Sie theilen sich in Schüler und Lehrer. In Lausanne, in Neufchatel lernen sie — oder sollen lernen — die französische Sprache. In Genf lehren

sie den Handwerkern englische Wagen, Stiefeln und lederne Beinkleider machen. Und in der ganzen Schweiz unterrichten sie die Köche in der erhabenen Kunst Roast-beef und Plumpudding zu apretiren. Für den Unterricht, den sie genießen, und für den Unterricht, den sie geben, müssen sie gleich theuer bezahlen. — Schon lange ehe ich nach Basel kam, hörte ich von einem Lord Dilly, der sich hier aufhält, und sich in all' dem Überflufs, in all' dem orientalischen Luxus eines reichen Engländers wiegt. Da mir keine adeliche Familie dieses Namens in England bekannt ist, so hielt ich diesen Lord Dilly, schon ehe ich ihn noch kannte, für einen von den gewöhnlichen Lords, die für ihre Guineen die Weichlichkeit und die Titel der Grofsen eintauschen. Ich hatte mich auch in meiner Vermuthung nicht betrogen. Lord Dilly war schlechtweg Mr. Dilly, der Sohn eines Londoner — Auktionators.

Sonderbar ist es, daß man den Engländern fast überall so gerne behülflich ist, eine über ihren Stand erhabene Rolle zu spielen. Und noch sonderbarer, da keine Nation in der Welt diese Rolle mit solcher *mauvaise grâce* spielt, als eben diese rohen Söhne Britannia's. — Wenn ein deutscher, französischer, italienischer Avantürer den Grafen spielen will, so muß er Erziehung, Kultur, Anstand, *Wiz* haben; muß mehrere Sprachen und andere Talente besitzen, um mit Ehren durchzukommen. Ein brittischer Pinsel, mit der Rustizität eines Dorfschulmeistersohns, findet auf dem festen Lande überall Eingang, findet überall kriechende Seelen, die ihn den Hof machen, und ihn nicht nur Lord schelten, sondern auch wirklich dafür halten. Dies ist nicht nur in der Schweiz, sondern auch in andern Ländern, am meisten aber in meinem lieben Vaterlande,

in Deutschland, der Fall. Es ist empörend, wenn man die Freiheiten, oder mich richtiger auszudrücken, die Frechheiten bemerkt, die sich die Engländer in unsern Städten, an unsern Höfen, auf unsern Schulen erlauben. Dieses Volk, das auf brittischem Boden einen so illiberalen, beleidigenden, alle Gastfreiheit beschimpfenden Stolz gegen Ausländer zeigt; ja das diesen Stolz, diese Verachtung gegen alles, was nicht Englisch ist, selbst im Auslande kaum unterdrücken kann; dieses Volk wird von uns mit der unbegrenztesten Gastfreiheit, mit Wärme, mit Liebe, und mit der ausgezeichnetesten Ehre empfangen!

Ich weiß nicht, wer hier kleiner erscheint: der Deutsche, der sich so wegwerfen und die Verachtung seines Vaterlandes so vergessen kann; oder der Britte, der so unverdiente Wohlthaten annimmt und sie mit neuer Undankbarkeit erwie-

dert? Wie manchen dummen Engländer von niedriger Geburt sehen wir nicht an den Tafeln unserer Großen speisen, unterdeß der gebildete Sohn eines ehrwürdigen deutschen Bürgers kaum gut genug geachtet wird, von einem Schäfer von Kammerdiener über die Achsel angesehen zu werden! — Das rührt aber nicht nur von unserer Anglomanie, sondern auch von der Unkunde mit den Sitten der Engländer, mit ihrer Verfassung und Lebensart her, die, so viel auch mancher davon zu wissen wähnt, doch noch unbekannter unter uns sind, als man beim ersten Anschein glauben sollte. Der Engländer, der seine Reisen im Offiziersröckchen macht, und als Officier anglois, d. h. als ein Mann von Geburt, Erziehung und Rang, in den vornehmsten Häusern und selbst an den ersten Höfen Deutschlands, Aufnahme findet, ist nicht selten der Sohn eines ehrlichen Töpfers oder Sattlers, des-

dessen Vater ihm vor seiner Abreise entweder eine Fähndrichstelle gekauft hat, oder er hat auch wohl von seinem Freund Mr. Sturgeon, der Fleischhöker und Major der Landmiliz ist, die Erlaubniß erhalten, daß sein Sohn auf seinen Reisen sich mit der Uniform seines Regiments schmücken darf. *) Eben so denkt man vielleicht wenig daran, daß der junge Mann, der sich einen englischen Kavalier nennt, und der sich auf den Knight's-Titel seines Vaters so viel einbildet, der Sohn eines Buchbinders ist, der bei der letzten City-Adresse vom Könige zum Ritter geschlagen wurde. Nicht weil der König diesem Buchbinder besonders wohl will, sondern weil er Alder-

*) Der berühmte englische Schauspieler Foote hat die Einrichtung der Landmiliz, als eine reichhaltige Quelle des Spottes, in seinen Schauspielen oft genug benutzt.

man ist, und weil gerade an ihm die Reihe war, die Adresse zu überreichen. — Mit der ungeheuren Menge, die sich auf ihren Visitenkarten Gentilhomme Anglois nennen, hat es die nehmliche Bewandniss. Man weiß es schon, daß nicht nur jeder Kaufmann, sondern auch jeder Kaufmannsdiener den Stolz hat, sich a Gentleman zu nennen, und aus Höflichkeit von vielen auch so genannt wird. Ja in den Bierhäusern in Wapping *) ist das Gedränge von Gentlemen oft noch weit größer als in den vornehmsten Kaffeehäusern in St. James's Street. — Man sieht hieraus, daß die Uebersetzung von Gentleman in Gentilhomme, sehr lahm ist, und daß mancher unter uns sich herumtreibender Gentilhomme anglois, nichts

*) Ein Theil der Stadt London, wo der ungeschliffenste und pöbelhafteste Auswurf von Matrosen, Schiffsleuten und Sharpers wohnen.

mehr und nichts weniger ist, als der Sohn eines ehrlichen Tischlers oder Kleinschmidts. *) —

So viel von den Engländern im Auslande, und besonders in Deutschland; welches hier freilich nicht an der rechten Stelle stehen mag. Aber da der Übermuth dieses üppigen Volks in der Schweiz, mich an seinem Übermuth in unserm Vaterlande so lebhaft erinnerte; so werden Sie diese kleine Verirrung meinem Patriotism schon verzeihen. Und wenn demnächst vielleicht hin und wie-

*) Ich bin weit davon entfernt, es tadeln zu wollen, dass die gebildeten Söhne nützlicher Handwerker Eingang in den Häusern der Großen finden. Aber warum müssen es gerade Engländer seyn? Es giebt ja auch deutsche Buchbinder, deutsche Tischler, deutsche Töpfer. Sind die Söhne dieser Männer weniger bildungsfähig? weniger würdig, sich in die Sphäre unserer Vornehmen zu erheben? —

der ein Kritiker, weniger als Sie zur Nachsicht geneigt, darüber sauer sehen und mich für meine Abweichung züchtigen sollte; so will ich seine Züchtigung geduldig ertragen und dabei denken: dulce et decorum est, pro patria mori. —

Ich kehre nun zu den Baselnern zurück, und sage Ihnen mit einer allen Ausdruck übertreffenden Zufriedenheit und Beruhigung, daß ich hier so glücklich war, die Bekanntschaft von zwei gebildeten, rechtschaffenen, vortreflichen Männern zu machen, die die häufigen Mißbräuche und den Despotism der herrschenden Parthei nicht nur völlig einsehen, sondern auch aufrichtig verachten; die die Tugend ehren, ihre Mitmenschen lieben, und die Freiheit als das höchste Gut schätzen. Sie sind Väter des Vaterlandes; ächte Abkömmlinge Tell's; würdig, Bürger zu Athen und des unverdorbenen Roms zu seyn! — Ich würde sie nennen, diese

Zierden der Stadt Basel, wenn ich nicht mit Grund befürchten müßte, daß mein Lob in der Lage, worin sie izt leben — ihnen eher schädlich als nützlich werden könnte. Genug Freund, daß ich Ihnen sage, daß diese Männer mit meinen Urtheilen über die Schweiz nicht nur völlig und herzlich einverstanden sind, sondern daß sie selbige in manchem Betracht noch zu gemäßiget finden, und daß sie — welches Ihnen gewiß Freude machen wird — mich in meinen künftigen Untersuchungen mit sichern Quellen und nützlichen Anleitungen unterstützen wollen! O wie sehr hätte ich gewünscht, daß Sie Theil an unsern Unterredungen hätten nehmen können; daß Sie den Geist der Liebe und der Wahrheit hätten fühlen können, der aus diesen Republikanern spricht! Die Freundschaft, das Zutrauen und der Beifall zweier Männer wie diese, welch' eine reichliche Schadloshaltung

für den Tadel und die boshaften Neckereien eines ganzen Haufens feiler Sklaven! — Was liegt mir daran, wie stark die Verzerrungen sind, die die Wahrheit bei den Knechten und Verfechtern des Irthums hervorbringt. Die Schwachen, die keine Vollkommenheit denken, umfassen können, sind nicht für die Forscher des Aechten und Guten. Sie kleben an den kleinen, niedrigen, schmutzigen Absichten und Vorthelen der Erde, und haben nicht Seelengröße genug, sich zu dem Grad von Tugend und Erkenntniß empor zu arbeiten, der den Menschen über die Nothwendigkeit erhebt, wie ein Thier getrieben, gezogen und geschleppt zu werden. — Die Schöpfung hat in dem Menschen ein vortrefliches Wesen hervorgebracht; aber wir haben daran gekünstelt, und haben ihm das Beste, seine Selbstständigkeit geraubt. Das, was noch übrig bleibt, ist — etwas, das sich

zu allem gebrauchen läßt, nur nicht zu dem, wozu es eigentlich da ist — Menschenglück!

Doch, das darf uns nicht irre machen. Ja, ich verspreche es Ihnen mein Freund, Sie sollen mich immer auf dem Pfad finden, auf welchem wir uns zuerst trafen, auf welchem wir uns zuerst lieb gewannen. „Und wenn die Vorsehung mir die Wahrheit in der rechten Hand, und alle Schätze der Erde in der Linken zeigte; so sprach ich: Vater, gieb mir die segnende Rechte, und schütte aus die Linke über die, die weniger als ich nach Wahrheit lechzen!“ —

Neunzehnter Brief.

Basel.

Gestern bin ich in Arlesheim *) gewesen; der Ort wo die achtzehn Domherren des Baseler Domkapitels wohnen, und der wegen seiner schönen Anlagen, Gärten, Grotten, Kaskaden, Schaukeln, Schwingen, Kegelbahnen und andern Spielereien so sehr berühmt ist, und von dem Sie ohne Zweifel schon so manche bis zum Ekel weitläufige Beschreibung — wo nicht gelesen doch — überschlagen haben werden. Was mich hier am meisten entzückt, ist die Natur, die sich in

*) Eine Stunde von Basel.

voller Pracht hier niedergelassen hat, und die sich in so grossem Ueberflufs von Reichthum und Schönheit ausgebreitet hat, dafs es nur zu bedauern ist, dafs man auf so mannichfache und nicht selten bizarre Art, mit ihr hat spielen wollen. Ich erinnere mich, in irgend einer Reisebeschreibung, bei dem Artikel Arlesheim, gelesen zu haben: „Die Domherren haben hier eine allerliebste Einsiedelei hingezaubert.“ — Eine erbauliche Zauberei, wenn anderthalb Duzend Pfaffen das Mark von fünf bis sechs tausend Menschen *) auspressen, um Gärten, Grotten, Hütten, Tempelchen und Einsiedlerbuden daraus zu bauen! Aber unsere philosophischen Reisebeobachter haben ihre eigene Weise, Gegenstände zu betrachten und zu beurtheilen; sie halten viel auf Decenz; und sie würden um

*) Volksmenge des Bisthums Basel.

alles in der Welt nicht die Unartigkeit begehen, den Schleier so weit zu lüften, daß man nur einen Daumen breit ins Innere schauen könnte. — So erzählt uns ein berühmter Schriftsteller, dessen Name mir entfallen ist, daß er mit einem Domherrn und einer gnädigen Frau in einem der Säle zu Arlesheim war; daß zu der nehmlichen Zeit verschiedene Baseler Unterthanen sich in einem daran stoßenden Zimmer befanden, „die sich durch die vornehme Gesellschaft im nächsten Saal“ — c'est à dire; wo sich der Herr Verfasser u. s. w. befanden — — „im geringsten nicht stören ließen.“ — Was heist das, „durch die vornehme Gesellschaft im nächsten Saal sich nicht stören ließen?“ Sollen die Erbauer des Saals — denn das sind ja wohl, im eigentlichen Sinn des Wortes, die Unterthanen — Sollen die Erbauer des Saals aufhören zu athmen, weil sie sich

in der Nachbarschaft des Herrn Verfassers und eines Domherrn befinden? — —

Was mir in Arlesheim am schönsten gefällt, das hab' ich Ihnen schon gesagt: die Natur. Wollen Sie von dem übrigen etwas wissen, so schlagen Sie das erste beste Buch über die Schweiz auf, und Sie werden jeden Saal, jedes Kabinet und jede andere Kleinigkeit mit der ekelhaftesten Gewissenhaftigkeit beschrieben finden. —

Glücklich ist nicht, wer im gold'nen Zauber
Seiner Schlösser schmachtet nach Genuß;
Wer bei Harmonien wie ein Tauber
Gähnt — — —

Darum halte ich mich auch bei den Palästen und ihren Bewohnern so ungerne auf. Folgen Sie mir nur lieber wieder nach Basel. Ich habe noch das eine und andere nachzuholen, und dann mache ich mich auf den Weg nach Solothurn.

Der Gang der Baseler Justiz ist langsam, ungleich und ungewiss. Er entfernt sich nicht selten von den Gesetzen der Vernunft und der Billigkeit. Das rührt daher, weil der Magistrat seine Eigenmacht immer mehr fühlt; und weil der Kitzel, sie ändern fühlen zu lassen, immer stärker wird. Die Geschichte des Schaffners Thurneisen, die sich hier vor einigen Jahren zugetragen hat, liefert einen so empörenden Beweis von Despotismus, daß ich nur einige Züge daraus erwähnen darf, um Sie von dem venalen Zustand der hiesigen Gerechtigkeitspflege auf einmal zu überzeugen. Dieser Mann, nachdem er seiner Stelle zwölf Jahre lang, mit allgemeiner Zufriedenheit seiner Obrigkeit sowohl als seiner Mitbürger, vorgestanden hatte, wurde von Obrigkeit wegen ersucht, noch sechs Jahre länger darin fortzufahren. Diese Zumuthung des Magistrats allein, sollte man glauben,

wäre ein hinlänglicher Beweis seiner Redlichkeit und Treue in seiner Amtsverwaltung. Thurneisen übernahm die Stelle von neuem, und behielt sie bis an sein Ende. Er starb, und hinterliefs den Seinen aufser seinem guten Ruf auch noch die unbezweifeltesten schriftlichen Zeugnisse seines Dienstefers. Acht Jahre nach seinem Tode wird sein Nachfolger der Untreue beschuldigt. Dieser hat die Kekheit und die Bosheit, die Schuld auf seinen Vorgänger zu schieben. Sie glauben wohl, mein Freund, es hätte schwer gehalten diese Beschuldigung durchzusetzen? Keineswegs. Der jezige Schaffner hatte Verwandte und Freunde im Ökonomiekollegium. Und nun ging alles, wie es gehen mußte. Es wurde eine förmliche Klage wider die Erben des Thurneisen eröffnet, und zwar bei dem nehmlichen Haushaltungs-Kollegium, welches dem Verstorbenen die

bündigsten Bescheinigungen seiner guten und getreuen Verwaltung ertheilt hatte. Und dieses nehmliche Kollegium kondemnirt die Erben des beschuldigten Thurneisen in eine Strafe von hundert neue Louisd'or! — Was war wohl natürlicher, als dafs die Erben, empört durch die Ungerechtigkeit dieses Spruchs, an den grofsen Rath appellirten? Sie belangten also das Ökonomiekollegium bei seinen und ihren Obern, und baten um Redrefs. Den sie ohne Zweifel auch erhielten? — Nein! der ihnen auf die ungerechteste Weise verweigert wurde. Zum Erstaunen der Erben und aller gutgesinnten Baseler, erkennt der Rath für Recht: „dafs die Erben die zuerkannte Summe von hundert neuen Louisd'or als wohlverdiente Strafe (?) nicht nur erlegen sollen, sondern es wird einem jeden der Erben auch noch eine Strafe von hundert Kronentha-

ter zuerkannt, wegen „des Frevels“
— wie der Rath sich nicht schämt, es zu
nennen — „von dem Spruch eines so an-
sehnlichen Kollegiums appellirt zu ha-
ben!“ — —

Diese Geschichte ist in Basel allge-
mein bekannt, und ich enthalte mich aller
Anmerkungen darüber, da sie laut genug
für sich spricht. Statt dessen wollen wir
uns einmal in den Schulen umsehen.

Mit der Erziehung und mit den Schu-
len sieht es hier noch übel aus. Minos,
Lykurg, Plato und andere Gesetzgeber
von entschiedenem Range, haben sich
mit der Erziehung, als einem der wich-
tigsten Theile der Regierungskunst, be-
schäftigt. Die Regenten von Basel be-
schäftigen sich mit ihren Bandfabriken,
und überlassen die Sorge der Erziehung
künftiger Generationen einigen Lehrern,
die noch obendrein schlecht genug be-
zahlt werden. Damit Sie sich auf ein-

mal einen Begriff von der Aufklärung des hiesigen Schulwesens machen, darf ich Ihnen nur sagen, daß Rochows Kinderfreund in den hiesigen Schulen von obrigkeitwegen untersagt ist. — Und ausser dem neuen Testament und Hübners geistlicher Historie dürfte man sich hier umsonst nach Lesebüchern für die Schulkjugend umsehen. Die vornehmere Jugend wird der Aufsicht von Hofmeistern und Gouvernanten überlassen; und der ganze Vorzug ihrer Erziehung über die der geringern Klasse, besteht in einem Bischen Französisch. Andere Sprachen hört man hier nur selten. Musik — comme à l'ordinaire — wird wenig getrieben; und mit den Musen überhaupt hat man nicht gern viel zu schaffen. Man spricht freilich dann und wann von Aufklärung, und es hat hin und wieder Männer gegeben, die an Verbesserung des Schul- und Studienwesens mit Ernst gearbeitet haben.

ben.. Aber ihre Bemühungen haben wenig gefruchtet. Und so geht es hier mit allen andern Neuerungen, Vorschlägen und Verbesserungen, die keinen unmittelbaren Bezug auf den Kommerz haben. In dem Herzen des Kaufmanns herrscht ein kaltes Klima, wo das Erhabene und Schöne, wo Künste und Wissenschaften, nur ein träges Gedeihen haben. —

Dafs die Litteratur überhaupt eben keiner der gangbarsten Artikel in diesem freien Lande ist, beweist der Mangel an Buchhandlungen. Es gibt in der ganzen Schweiz nur zwei Städte, wo man gute Buchhandlungen findet. Diese sind: Basel und Zürich. In den Municipalstädten weifs man nichts vom Bücherhandel, Bücherverkehr, Bücherbedürfnifs. Man trifft in einer jeden dieser Städte, wovon einige nicht unbeträchtlich sind — Wirthshäuser und Weinschenken die Fülle, aber keine Buchladen. Hiervon

mufs ich jedoch Winterthur ausnehmen, wo viel gelesen wird, und wo überhaupt — zum grofsen Ärgernifs der Zürcher — mehr Kultur und Aufklärung herrscht, als man aus politischen Gründen wünschen möchte. Indessen ist die dortige Steinerische Buchhandlung — wie ich Ihnen schon bei einer andern Gelegenheit gesagt habe — nur ein Zweig der Zieglerischen Buchhandlung zu Zürich. Was nun gar Bern betrifft, den Hauptsiz aller helvetischen Weisheit, so kann diese berühmte Stadt, in Ansehung des Buchhandels, dem kleinsten Munizipalstädtchen den Rang ablaufen. Das Lesen gehört hier zu den plebejischen Beschäftigungen, in welcher sich kein Mann von Stande würde so leicht ertappen lassen. — Und wenn man ja in einer der müfsigsten und albernsten Stunden einmal ein Buch in die Hand nehmen sollte, so mufs es in französischer Sprache geschrieben und eine

armselige Staatspiece seyn, die — zu Verhütung alles Ärgernisses — auf jedem Fall von einem emigrirten Pfaffen oder sonst einem Gutdenkenden *) herrühren muß. — Auch würden, außer dem Abscheu, den man wider die Lektüre hat, die gewaltigsten Einschränkungen der

*) Dieß ist der eigentliche technische Ausdruck, dessen sich die französischen Royalisten und ihre Freunde bedienen, wenn sie von einem Anti-Revolutionair reden. Man hört in ihren Gesellschaften die Worte: Aristokrat, Demokrat, nur äußerst selten. Spricht man von einem Royalisten, so heißt es, *il pense bien*; ist die Rede von einem Republikaner, so sagt man, *il pense mal*. Eine Distinction, die, so lächerlich sie auch ist, doch beweist, daß unsere heutige politische Orthodoxie weit unbarmherziger ist, als die religiöse. Man sagt z. B. von keinem Lutheraner als Lutheraner betrachtet; „Er denkt gut;“ noch von einem Katholiken: „Er denkt schlecht.“ Aber man sagt, wenn man von einem freien Menschen spricht: *il pense mal*! —

Pressfreiheit hier nicht leicht einen Buchhändler aufkommen lassen. Die hiesige Buchhandlung, die sich unter dem vielversprechenden Nahmen der „Typographischen Gesellschaft“ ankündigt, ist aus den angeführten Gründen — besonders in den neuern Zeiten — von keiner Bedeutung. Auch hat sich die Gesellschaft getrennt, und die Handlung ist izt das Eigenthum eines Individuum. Im Pays de Vaud, wie zum Beispiel in Lausanne, finden sich noch einige französische Buchhandlungen. Aber unter diesen sind die meisten mehr Cabinets de Lecture, (Lesebibliotheken) als eigentliche Buchhandlungen. Auch tragen die sich hier aufhaltenden Fremden, besonders die Engländer, das Meiste zu ihrer Erhaltung bei. Daher trifft man auch in den hiesigen Buchläden so manches Buch — das man nur hinter dem Vorhang lesen darf. — — Genf kann so eigentlich

nicht zur Schweiz gerechnet werden. Und auch hier ist der Buchhandel in den neuern Zeiten sehr gesunken. Wovon ich, wie vom ganzen Pays de Vaud, Ihnen in der Folge schon mehr sagen werde. —

Auch sogar die Zeitungen können in diesem Lande nicht gedeihen. Die Schafhäuser und Zürcher Zeitungen sind fast die einzigen in der ganzen Schweiz, und diese sind von so äußerst geringer Bedeutung, daß sie im Auslande völlig unbekannt sind. Die Schafhäuser ist eine höchst ungeschickte Abschrift des Frankfurter Reichspostreiters, die nichts Eigenes hat, als die groben Schnitzer und Helvecismen, die fast in jeder Zeile vorkommen. Die Zürcher, die in einem bessern Styl geschrieben ist, seufzt unter dem Druk einer illiberalen Presseinschränkung. Will man aber etwas beispiellos Abgeschmacktes, Schiefes und Einseitiges lesen, so muß man die Ber-

ner französische Zeitung in die Hand nehmen. Was hätte dieses Land wegen seiner geographischen und politischen Lage während der französischen Revolution nicht alles leisten können! Wie viele Quellen hätte es dem Philosophen, dem Geschichtschreiber und dem Statistiker öffnen können! Und — was hat es geleistet? — —

Aber seyn Sie nur darum unbekümmert, mein Freund. Wenn es auch hier mit der Lectüre und den Buchhandlungen nicht so recht fort will, so gehts dafür desto besser mit den Seidenmanufakturen, und besonders mit den Bandfabriken, die eine Hauptquelle des Reichthums der Baseler machen. Was ich Ihnen aber davon erzählen könnte, wäre ein äußerst überflüssiger Nachtrag zu dem, was meine zahlreichen Vorgänger schon darüber gesagt haben. Und darunter wird Ihnen besonders E i n e r nicht unerinnerlich seyn, der fast ein jedes Stück Band,

der Länge und der Breite nach, beschrieben hat. —

Nach allem was ich Ihnen hier erzählt habe, wird es Ihnen eben nicht scheinen, daß die Verfassung dieses Kantons zu den reinen Demokratien gehöre. Demungeachtet finde ich in dem Buche eines berühmten Schriftstellers, dessen Namen mir entfallen ist, folgende Stelle: „Basel ist demokratischer als irgend eine andere Stadt in der Schweiz, und vielleicht demokratischer, als die kleinen Kantone selbst. Zwar hat das versammelte Volk weder die gesetzgebende Gewalt, noch wählt es die Häupter des Staats, und selbst nicht einmal die Mitglieder des kleinen und großen Rathes“ u. s. w. Aber was thut das? Basel ist doch ein demokratischer Staat. So sagt auch der Patriarch: „Thut nichts; der Jude muß verbrannt werden.“ —

Z w a n z i g s t e r B r i e f.

Wallenburg.

Das Miniatürgemälde.

Ich bat die schöne Wirthin sich auf den Sofa niederzusetzen, welches sie mit einer unbefangenen und anständigen Freiheit that. Ich nahm einen Stuhl und setzte mich neben ihr in einer bescheidenen, jedoch mässigen Entfernung, so dafs ich bei dem geringsten Vorlehnen meines Körpers, ohne vieles Geräusch, ihre niedliche runde Hand erreichen konnte.

Wenn zwei Personen von gewissen zarten Gefühlen sich zum erstenmal in ihrem Leben in einer so vertraulichen Stellung ganz allein zusammen finden,

und sich so angezogen fühlen, daß der eine oder andere Theil zu Herzensergießungen geneigt ist, die nur das Resultat einer langen erprobten Freundschaft, eines tiefen innigen Seelenverständnisses zu seyn pflegen, so geht eine gewisse Stille, eine gewisse Mienensprache voraus, die von beiden Theilen gewöhnlich wohl verstanden wird, und die man die Vorrede der Unterredung nennen kann. — Der Eine, der das Vertrauen schenkt, fodert, der Andere, der das Vertrauen genießt, verspricht die heiligste Verschwiegenheit. Ein solches Seelengespräch ging auch bei uns beiden voraus; und feierlicher ist wohl noch nie ein Eid abgelegt worden, als ich in diesem tonlosen Prolog den Eid der Treue in der Hand der schönen Wirthin schwur.

Nun erst fing unser Gespräch an, sich der hörbaren Töne zu bedienen; und die

ersten Worte, die ich von meiner schönen Freundin vernahm, riefen mir zu:

„Machen Sie sich gefaßt, die Geschichte einer Unglücklichen zu hören!“

Die nicht Sie betreffen kann? versetzte ich nicht ohne Bestürzung.

„Allerdings; die mich betrifft, und die mich zu der Unglücklichsten meines Geschlechts macht.“

Nein, nein! Sie können nicht, sollen nicht unglücklich seyn. Wenigstens hoffe ich zur Ehre meines Geschlechts, Sie können nicht durch einen Mann unglücklich seyn.

„Nicht durch einen Mann, aber durch ein Ungeheuer in Männergestalt.“

Sie entsetzen mich, gutes, theures Weib,

„Sparen Sie Ihre Fassung. Denn ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen, die Ihr Herz zerknirschen, Ihre Seele zermalmen wird, wenn ich mich anders

nicht umsonst zu Ihnen hingezogen fühle.“

Hier konnte ich nicht reden; aber mein verstummter Blick bat die Lebenswürdige fortzufahren,

„Es sind nunmehr drei Jahre, und die Unglückliche, die izt neben Ihnen sitzt, war ein blühendes, frohes — und was kennen wir armen Geschöpfe Besseres? — von einem würdigen Manne geliebtes Mädchen. Geliebt seyn von dem Manne, welchen wir lieben, ach! dafs es Menschen giebt, die ein solches Glück nicht fühlen, die ein solches Glück zerstören können! —

Nennen Sie mir den Rechtschaffenen, der Ihre göttliche Gestalt anbetete, und den Teufel, der Ihre heilige Liebe störte.

„Der Mann, der mich liebte, war ein Offizier in preussischen Diensten, jung, tapfer und bieder. Er hatte mein Herz nicht durch Schmeicheleien gewonnen.

Denn was von den Weibern durch Schmeicheleien erobert wird — pflegt' er zu sagen — das wird nicht selten auch ohne Schmeicheleien von ihnen verschleudert. — Herzen werden nur durch Herzen gewonnen. — Seine Anhänglichkeit, seine Beständigkeit, seine zärtliche unbeschränzte Liebe, sein Muth und sein männliches Betragen, beherrschten mein Herz. Ich war die Seinige. Vätergewalt und Priesterhand trennten uns nur noch. Ach! daß die eine oft so karg, die andere oft so unbedacht ihren Segen austheilt. — Der Segen den die Väter zurückhalten, und der Segen den die Priester spenden, sind beide nicht selten Quelle des Verderbens! — So war es mit mir; und darum wurde ich doppelt in's Elend gestürzt. Durch den Segen, den mein Vater mir enthielt; und durch den Segen, den der Priester mir gab. —“

Sie vermählten sich also wider die Einwilligung Ihres Vaters?

„Nein. O daß ich standhaft genug gewesen wäre, dem ungerechtesten Zorn hartherziger Eltern zu widerstehen! Aber ich war gehorsam; und ward ein Opfer des grausamsten Eigensinns. Ich mußte meine Hand einem würdigen Mann entziehen, der mich liebte und mich glücklich gemacht haben würde, und mußte sie einem leichtfertigen, undankbaren Wollüstling hingeben, der mich haßte, weil ich seine Laster verachtete, und der mich ins Elend stürzte, weil seine Unbeständigkeit meiner müde war. Zwar hatte ich mich lange gesträubt, ehe ich meiner ersten glücklichen Liebe entsagen wollte. Lange und heftig war der Kampf, ehe die Geliebte der Tochter Plaz machen wollte. Aber wie kann ein armes wehrloses Mädchen der Gewalt eines erzürnten Vaters widerstehen? Gleich einer

Missethäterin hielt man mich in einem der schlechtesten Gemächer des Hauses gefangen. Ich fiel zu den Füßen meines Vaters, und bat um Barmherzigkeit. Aber vergebens. „Verworfene, Du sollst ihn nicht lieben! Verworfene, Du sollst ihn hassen, verachten!“ Das war alles, was mein heißes Flehen über die unbiegsame Härte meines Vaters vermochte. Noch zittern diese schrecklichen Worte, noch zittert dieses gräßliche „Verworfene, Du sollst ihn nicht lieben!“ auf jede Saite meines gefolterten Herzens! So verließ mich der Mann, der sich meinen Vater nennt, ungerührt von meinem Elende. Ach! da wo wir Väter bedürfen, haben wir sie oft am wenigsten. Wir bitten um ihre Liebe, und sie geben uns ihren Trotz. Wir bitten um ihren Rath, und sie geben uns ihre Befehle. Wir bitten um ihren Segen, und sie geben uns ihren Fluch. — Unter mancher-

Bei Kränkungen, Schmähungen und Drohungen, ward ich endlich gezwungen, in meinem Gefängnisse einige Zeilen, die mir mein Vater diktirte, an den Mann zu schreiben, der mein Herz befaß. Ich mußte der Liebe, die ich für ihn fühlte, widersprechen, entsagen; mußte der Seinigen hohnlachen. Ich mußte mich der Untreue, der Unbeständigkeit selbst anklagen; und meinem Geliebten in den schneidendsten Worten sagen, daß ich die Seinige nicht seyn könne, nicht seyn wolle. Nun erst wurde ich in Freiheit gesetzt. — Um Freiheit zu genießen? um glücklicher zu seyn? — Nein! um neuen Zwang, neue QuaaLEN zu fühlen; um in dem Zustande, worin mein Herz nun eben war, den Anträgen eines Mannes Gehör zu geben, der mich verkannte, der mich nicht liebte.“

„Aber auch im äußersten, tiefsten Gefühl meines Kummers, darf ich nicht un-

gerecht gegen meine Eltern seyn. Sie allein waren es nicht, die an meinen Leiden Schuld waren. Sie hatten noch eine Gehülfin, die — wo hätte es der Grausamkeit wohl je an Gehülfen gefehlt? — ihren Antheil mit der abscheulichsten Bosheit, mit der unbarmherzigsten Thätigkeit beitrug. Dies war die Wittwe eines Hofraths *** die schon seit mehrern Jahren die Rolle einer Freundin unserer Familie spielte, über meine Eltern sehr viel vermochte, und durch ihre Zudringlichkeit ein nothwendiges Hausübel geworden war. Sie ist ein Weib von einer ungewöhnlichen und höchst gefährlichen Gattung; von denen, die die Frommen zu gewinnen wissen, unterdeß sie mit den Boshaften gemeine Sache machen. Ein Weib, die Stolz mit Kriecherei, Haabsucht mit Verschwendung, einen imposanten Ton mit einem einschmeichelnden Wesen, die äußerste Sittenverderbtheit

heit mit Frömmelei, die raffinirteste Koketterie mit Ehrbarkeit zu verbinden weifs. — Dieses Weib hatte seit meiner zartesten Jugend einen tiefen, unveröhnlichen Haß wider mich gefaßt, der mit den Jahren immer tiefer wurzelte, immer stärker wurde. Sie hatte nun mein Unglück einmal in ihrer Seele geschworen; und noch ist keine Unschuld ihrer Verfolgung entkommen, auf welcher sie einmal den Fluch des Verderbens gesetzt hat. — Sie war es, die meine Eltern wider den Mann stimmte, der mich glücklich gemacht haben würde. Sie war es, die keine ihrer Intriken, keinen ihrer verächtlichsten Schleichwege unterliefs, bis sie meine Eltern dahin brachte, mich zu einer Heirath mit einem Manne zu zwingen, der mich unglücklich machte. Sie war es — kaum werden Sie es glauben — die diesen Mann nach unserer Verbindung mir wieder entriß; die den

Hafs zwischen mir und meinem Gatten, zwischen Eltern und Tochtermann, so weit trieb, dafs — eine Scheidung das einzige Mittel der Ruhe, der Versöhnung war. Nach einem Jahre wurde ich von meinem Manne geschieden. Ein Knabe, die Frucht dieser unglücklichen Verbindung, und meine Thränen, sind die Überbleibsel einer Ehe, die die Bosheit geschmiedet, der väterliche Trotz gewollt, und die abscheulichste List wieder aufgelöst hat.“

Armes Weib, zu welchen Leiden sind Sie gebohren! —

„Ha! das ist noch das Wenigste. Das Schreklichste kommt noch. Der leichtsinnige Vater meines Knaben, ist nun Gatte eines andern Weibes; ist der Tochtermann der — — Hofräthin ***; der Tochtermann des Weibes, der ich mein ganzes Unglück verdanke; des Weibes, die das Band unserer Ehe knüpfte, und

zerstörte! — — Welcher Dichter, der das Herz seiner Leser erschüttern will, würde es wagen, eine so unwahrscheinliche Zusammenhäufung von Bosheit, von Leichtsinn und Grausamkeit, in einen Roman zu dichten, wie die Geschichte meines noch kurzen Lebens liefert? — Dafs nach so vielen Leiden mir der Aufenthalt in meiner Vaterstadt unerträglich war; dafs der Ort, wo ich die Werkzeuge meines Kummers täglich vor Augen hatte, mir unausstehlich war; können Sie leicht erachten. Ich erhielt, nach langem Bitten, von meinen Eltern die Erlaubniß, eine Reise nach der Schweiz zu machen, komme heute hier an, und finde in diesem Hause einen Mann, von dem ich mich so hingezogen fühle, dafs ich bei unserm ersten Zusammentreffen das Herz habe, ihm die ganze Geschichte meiner Leiden zu erzählen; dafs ich das

Herz habe, ihn meinen Freund zu nennen! — — —“

Wie? Sie sind also eine Fremde? Sind nicht die Wirthin dieses Hauses?

„Nein, mein Freund. Ich bin nicht die Wirthin dieses Hauses. Ich bin eine Deutsche. Bin heute, beinahe zu der nehmlichen Stunde mit Ihnen hier angekommen.“

Und das Miniatürgemälde? —

„Ist das Bild meines Bruders. Ich hatte es Ihnen wohl angemerkt, daß Sie ganz etwas anders dahinter suchten; und darum hielt ich es für Sünde, Sie nicht ein Bischen irre zu führen.“

Das läßt sich begreifen. Aber ist es auch gewiß, meine süße Freundin, daß dieses Gemälde das Bild Ihres Bruders ist? — — —

„O, so gewiß, wie die Wahrheit meiner Leiden. Aber warum fragen Sie darnach so bestimmt? —“

Das kann ich mir kaum selbst noch erklären. — Doch vor allen Dingen sagen Sie mir: wohin wollen Sie in diesem fremden Lande, und was kann ich für Sie thun?

„Mit meinem Bruder, der ein preussischer Beamter ist und in Basel Geschäfte hat, bin ich hieher gekommen. Mit ihm gehe ich noch diesen Abend nach Basel. Dort finde ich eine Freundin aus Neufchatel, mit der ich sogleich nach Vevay fliehe, wo wir in dem Hause einer nahen Anverwandtin den Winter zubringen werden. Soweit ist der erste Theil Ihrer Frage beantwortet. Und nun zum zweiten: Was Sie für mich thun können, das haben Sie schon gethan. Sie haben meine Geschichte mit scheinbarer Rührung gehört, und das hat meinem gepressten Herzen Erleichterung verschafft. Ach, wenn es traurig ist, sich allein zu freuen, wie viel schmerzhafter ist es, unbe-

dauert zu leiden, unbedauert zu weinen! — “

Ich habe Ihre Geschichte nicht nur mit scheinbarer, sondern mit wirklicher Rührung gehört. Ihre Leiden, und die Art wie Sie mir sie erzählt haben, haben mich auf das heftigste erschüttert. Ich glaube, wir haben uns nicht umsonst getroffen. — — Ich glaube, wir sehen uns wieder. — Aber Ihren Namen, meine Schöne? — oder doch wenigstens den Namen Ihrer Verwandtin in Vevay? — — —

„Sollen Sie erfahren, sobald ich den Ihrigen weiß. — “

Ich hatte meine Briefftasche schon heraus, um meinen Namen in seiner ganzen Länge auf eine Karte zu schreiben, als das Rufen: „Schwester! Schwester!“ welches sich von draussen hören liefs, mir in dem nehmlichen Augenblick meine schöne Freundin entriß. Auf im-

mer? Das wolle der Himmel nicht! — Sie geht nach dem Pays de Vaud. Und da muß ich ja auch hin. Und da treff' ich sie gewiß. Ich mag nun ihren Namen wissen, oder nicht. Unser zweites Zusammentreffen ist sicherer und leichter, als das erste. Das erste war Zufall; das zweite ist Folge. — —

So tröstete ich mich, als ein Bedienter ins Zimmer trat, der mir eine Karte brachte, worauf folgende Worte standen: Helene — chez Madame de Grammont à Vevay. Der Bediente foderte eine Karte mit meinem Namen von mir zurück, die ich ihm gab. Ein mündliches Lebewohl, war mir von meiner Freundin nicht vergönnt. Sie reiste nach einigen Augenblicken mit ihrem Bruder nach Basel. Ich wollte ihr noch den nehmlichen Abend folgen; aber ich befürchtete, sie durch meine plötzliche Erscheinung in Verlegenheit zu setzen. Dafs ich aber

nach Vevay gehen, und das Haus der
Madame de Grammont aufsuchen werde;
und daß ich Ihnen von dort aus die Fort-
setzung dieser Geschichte schreiben wer-
de, darauf können Sie sich sicher ver-
lassen!

Ein und zwanzigster Brief.

Solothurn.

Als ich Bern verließ, *) war mein Vorsatz, erst nach Solothurn, und dann nach Basel zu gehen. Der Zufall hat mich aber nach der leztern Stadt zuerst geführt; und was mir der Zufall auf meinem Weg dahin noch in die Hände geführt hat, das wissen Sie auch schon. — Ich theile Ihnen nun meine Bemerkungen über Solothurn mit, wo ich mich seit einigen Tagen aufhalte.

Hier haben Sie schon wieder eine von den Duodez-Republiken, von 10 Qua-

*) S. den funfzehnten Brief im ersten Theil.

dratmeilen und 45,000 Menschen. Beinahe sollte man die Schweiz eine republikanische Musterkarte nennen. Man sieht lauter Muster und Münsterchen von Republiken und Staaten; und selten oder nie, etwas Ganzes, etwas Großes. — Dieses Trennen, dieses Losreißen von dem gemeinen Wohl, auch selbst nach geendigtem Kampf wider die Unterdrücker der Freiheit, muß doch irgendwo seinen Grund haben. Neun hundert und acht und zwanzig tausend Menschen *) haben so verschiedene, so weit von einander entferute, so wider einander streitende Begriffe von Freiheit, von Regierungsform und Regierungskunst, von Staaten- und Menschenwohl, daß sie sich in dreizehn verschiedene Republiken zer-

*) *Die ganze Volksmasse der dreizehn Schweizer-Kantons, die man in Paris wie in London beinah auf einem Haufen beisammen findet, —*

splittern; dafs sie dreizehn verschiedene, demokratische, aristokratische, oligarchische, gemischte und andere Verfassungen darstellen, unter denen allen es jedoch schwer fallen würde, ein Muster der Vollkommenheit von der einen oder anderen Art zu finden. — Ganz gewifs ist das Volk an diesen Trennungen nicht Schuld; denn das Volk hält es gerne mit dem Volke. — Aber die Väter des Volkes haben es für gut befunden, die Spaltungen die Religionszwist, Aberglauben, Mangel an Kultur, Hang an alte Gewohnheiten, der Faktionsgeist und der Egoismus erzeugt haben, sorgfältig zu erhalten, und dem Volke nach und nach Regierungen zu geben, die nicht viel besser sind, als die, von welcher sie das Blut ihrer Väter erlöst hat. — So ist z. B. die Regierung dieses Kantons endlich in einer völligen Aristokratie ausgeartet. Der grofse und kleine Rath, die insge-

sammt ungefähr aus hundert Mitgliedern bestehen, haben eine unumschränkte Herrschaft über die sämmtlichen Bewohner des Kantons. Diese Rathsglieder müssen auch hier gebohrene Solothurner seyn; und nur sie allein haben ein Recht auf öffentliche Aemter und Ehrenstellen. Die Bewohner des Solothurner Gebiets dünken sich dabei immer noch frei, und begnügen sich mit dem Schatten ihrer ehemaligen Freiheit, mit dem Recht einen Gemeinmann in dem Rath zu haben, der seinem Beruf nach über die Aufrechthaltung der bürgerlichen Gesetze und Freiheiten wachen soll.

Je häufiger indessen solche Zerstückelungen in einem Staat vorkommen, desto kleiner und unbedeutender müssen die abgerissenen Staaten werden; desto eingeschränkter müssen die Köpfe seyn, die an der Spitze solcher Regierungen noch von besonderer Weisheit träumen. Köpfe

von der ersten Gattung, Männer von großem Genie und Wirkungsgeist, wären nicht fähig, in dem beschränkten Raum einer Republik von sechs oder acht Quadratmeilen, ihre Thatenkraft einzuengen. Und daher wird z. B. die französische Republik, so lange sie noch solche Männer aufweist, als die Revolution erzeugt hat, wahrscheinlich untheilbar bleiben; daher wird es der Vendee, selbst mit der kräftigsten Unterstützung von Aussen, immer unerreichbar schwer bleiben, sich von dem übrigen Frankreich loszureißen. Aber der Föderalismus wäre unvermeidlich, wenn die Schultheissen, die Venner, die Grofs- und Kleinweibel *) der Schweizer-Republiken, im Konvent und in den Regierungs-Kommiteen zu Paris sässen. — Kleine Herrscher passen nicht für große Staaten, und so umgekehrt. Wie groß

*) Benennung gewisser Magistratspersonen.

war nicht Leopold in Toskana! Was er nachher war, als er den Kaiserthron bestieg, wird die Geschichte der Nachwelt nicht verhehlen. — Aber dieses Raisonement, das noch mancherlei Anwendungen fähig wäre, soll mich indessen nicht verleiten, darüber andere Gegenstände zu vergessen, die einem Schweizerwanderer besser geziemen. Ich führe Sie also wieder nach Soluthurn.

Diese Stadt ist weder schöner noch häßlicher, als die übrigen Hauptstädte in der Schweiz. Die Straßen sind eng, und die Häuser meistens alt und geschmacklos gebaut. Man rechnet hier ungefähr fünftausend Einwohner, die in großer Unthätigkeit leben. Der Unterschied in der öffentlichen Betriebsamkeit, wenn man gerade von dem reformirten Basel kommt, ist auffallend. Wenn man gleich in der ersten StraÙe auch nicht auf die schöne, mit prächtigen Säulen, Portälen, Inschrif-

ten und Heiligen gezierte Kirche stiefse, so würde einem dieser Abfall von der äufsersten Thätigkeit zur arbeitlosesten Stille, bald an die Verschiedenheit der Religion in den beiden Kantonen erinnern. Dafür ist hier aber auch das Geschlecht weit schöner als in Basel. Ich habe hier einige Frauenzimmer gesehen, die im Pantheon zu London Aufmerksamkeit erregen, und im Palais-Royal eine Menge Lorgnets in Bewegung setzen würden. — Dabei gewährt die katholische Religion noch den Vortheil, daß man — trotz der schweizerischen Eingezogenheit — die Schönheiten täglich ein paarmal, wenn sie zu und von der Messe kommen, bewundern kann. Und dazu hat der schöne Gasthof neben der Hauptkirche, wo ich abgetreten bin, eine sehr glückliche Lage. Auch ist der Ton in den Gesellschaften hin und wieder sehr gut. Ich bin in einigen Fami-

lien bekannt geworden, wo ich einen höhern Grad von Aufklärung gefunden, als ich erwartet habe. Überraschungen von der Art, mein Freund, sind äußerst angenehm. Das Herz findet seine Rechnung und der Verstand bleibt nicht müßig dabei. Möcht' ich doch das Bischen Kultur, das ich habe, nicht um alles in der Welt hingeben! — Es ist eine trefliche Münze, die einem reichlich wieder gegeben wird, wenn man so glücklich ist, sie an den rechten Mann zu bringen. —

Dieser kleine Kanton hat nur noch eine kleine Stadt Olten an der Aar, die nicht beträchtlich ist. Indessen ist dieß, wenn ich nicht irre — der Ort, wo die helvetische Gesellschaft sich jährlich zu gewissen Tagen versammelt, um über patriotische Gegenstände — zu sprechen. Das Land ist übrigens in elf Landvogteien eingetheilt, die von Gliedern

dern aus dem Rath besezt werden, und die wie gewöhnlich in fürstlichem Überfluß leben. Sie wissen es ja schon, daß die schweizerischen Landvögte eine sehr wichtige Rolle spielen. Das Justiz-Krieges- und Finanzwesen ist ihren Händen anvertraut; und sie besitzen während den vier oder sechs Jahren, da sie regieren, eine Macht, die zu groß und zu unbeschränkt ist, um ganz ohne Mißbrauch abzulaufen. Das Tadelnswürdigste bei diesen Stellen ist, daß in mancher Gegend ein großer Theil des Gehalts der Landvögte aus den Strafgeldern gezogen wird, die die Unterthanen theils in Prozeßsachen, theils bei Übertretungen kleiner Polizeigesetze erlegen müssen. Sie können sich nun leicht einbilden, daß die Landvögte es nicht ungern sehen, wenn ihre Unterthanen in ewiger Fehde mit einander leben; und der Grund, warum die Schweizer Bauern so

zanksüchtig sind, läßt sich hieraus sehr gut erklären.

Überhaupt kann die Methode, das Land durch Vögte, die alle vier oder sechs Jahre abwechseln, regieren zu lassen, keinesweges als ein Muster von Weisheit aufgestellt werden. Da die Landvogtheien als die wichtigsten Staatsbelohnungen angesehen werden, so läßt es sich vermuthen, daß die Herrn Landvögte die kurze Dauer ihrer Herrschaft mehr zu ihrem Privatnuzen als zum Wohl des Staats anwenden werden. Solchergestalt ist das Land fast immer das Spiel einiger vornehmen begünstigten Familien, die man die Nabobs der Schweiz nennen könnte; die in den noch übrig gebliebenen fürstlichen Schlössern wohnen, und darin nicht viel besser hausen, als die despotischen Gouverneurs, die diese Schlösser vor ihnen bewohnten, und durch ihre Greuel hier

den Grund zur Schweizer - Revolution legten. — Gibt es auch hie und da Ausnahmen, wie dieses ohne Zweifel der Fall ist; gibt es hin und wieder einen würdigen Patrioten, dem eine solche Stelle zu Theil wird, und der es redlich mit dem Volke meint; so ist doch die Zeit zu kurz, um seinen Wirkungskreis seinen Absichten und Wünschen gemäß auszudehnen. In vier oder sechs Jahren kann man in einer solchen Lage wenig Gutes, aber viel Böses stiften. Und das aus der sehr planen Ursache: Weil es weit leichter ist, das Volk zu hintergehen als aufzuklären. — Kaum ist nun der rechtschaffene Mann in seiner neuen Stelle routinirt; kaum hat er das Zutrauen seiner Unterthanen gewonnen; kaum hat er die Mängel und Gebrechen seiner Landvogthei kennen gelernt, so ist die Zeit seiner Herrschaft abgelaufen, und ein

neuer Landvogt, aus Unwissenheit, aus Schiefheit oder Bosheit, unterdrückt das Gute wieder, was sein würdiger Vorgänger nur eben entworfen hat. — Auffallend bleibt es übrigens auch noch, daß unter den vielen Landvögten, womit die Schweiz gleichsam übersäet ist, so selten einmal ein gelehrter Beobachter auftritt, der den ihm anvertrauten Distrikt in topographischer, statistischer oder naturhistorischer Hinsicht studirt und beschreibt. Ich glaube, es werden Ihnen noch wenig solcher Beschreibungen schweizerischer Landvogtheien, von schweizerischen Landvögten geschrieben, zu Gesichte gekommen seyn. —

Solothurn war ehemals der Siz des französischen Gesandten. Allein seit der französischen Revolution haben sich so viele Emigrirte, und besonders Pfaffen und andere Fanatiker hiehergezogen, daß der jezige Gesandte der Franken-Repu-

blik es für gut befunden hat, diesen Ort zu verlassen, und nach Baden zu ziehen. *) Und auch hier hat es nicht an Flüchtlingen gefehlt, die sich nicht schämten, in den gröbsten und beleidigendsten Ausdrücken gegen den Gesandten öffentlich auszubrechen. Ich war eines Tages selbst Zeuge von der Frechheit eines wüthenden Aristokraten, die mich in Erstaunen setzte. Es war an der Wirthstafel in dem Gasthof aux Ballances. Wir waren ungefähr zwanzig Personen stark, und das Dessert war beinah schon verzehrt, als der saubere Held, von dem ich rede, die Wirthin herbei ruft, und sie in einem eben so rauhen als insolenten Ton fragt, „ob sie nicht noch was zu essen habe?“ Die Wirthin sagte, daß alles aufgezehrt sey. „Mais Diable, j'ai

*) Er ist bekanntermaßen seitdem nach Basel gezogen.

faim vous dis-je“ — Die gute Frau bedauerte, daß sie ihm jetzt gleich nichts Besseres als Brod geben könne, und setzte noch sehr bescheiden hinzu, daß sie um den gewöhnlichen Preis unmöglich mehrere Speisen zu geben im Stande sei. „Ah quant au prix“ — versetzte der Enragé — „n'en pensez pas Madame, je vous donnerai vingt Louis“ — Alles stuzte — „oui je vous donnerai vingt Louis pour un petit pâté; mais il faut que vous y mettez le coeur de ce b — de Barthelemy, grillé à la Ste Mienehoult!“ — Solcher Ausdrücke erlaubt sich ein Emigrirter wider den französischen Gesandten in öffentlicher Gesellschaft, in der neutralen Schweiz. —

Ich habe Ihnen schon in einem meiner Briefe gesagt, daß ich die öffentlichen Wirthstafeln nicht liebe; und gewifs, Szenen wie diese können eben nicht dazu beitragen, sie mir angenehmer

zu machen. Diese Tafeln sind aber in manchen Orten in der Schweiz, besonders seit der französischen Revolution, unerträglich. Sie sind beständig sehr zahlreich von Emigrirten, deren Sitten, Betragen, Lebensart und Konversation ein trauriges Bild von dem ehemaligen Zustande ihres Vaterlandes geben. Wenn Männer, wie diese, die nicht einmal Feinheit genug haben, sich an einer Wirthstafel mit Anstand zu betragen, zu den Ausgewählten des Reichs gehörten; wenn Männer, wie diese, das Volk führen wollten, so ist es kein Wunder, daß sie das Volk endlich dahin geführt haben, wo es izt steht. — Es läßt sich nichts Ekelhafteres denken, als diese Leute bei Tische zu sehen. Sie geniessen die Speisen nicht; sie verschlingen sie. Alles will obenan sitzen, weil da gewöhnlich die besten Schüsseln hinkommen. Und wer auch weiter zurücksitzen muß, schafft

sich doch wenigstens einen Freund an der Quelle, auf den er sich verlassen kann. — Da die meisten nur Eine Mahlzeit des Tages, und viele unter ihnen vielleicht nur einige in der Woche machen, so scheint es, daß sie bemüht sind, nicht nur die Bedürfnisse des gegenwärtigen Augenblicks, sondern auch die der Zukunft zu befriedigen. Sie essen im eigentlichen Sinne des Worts *prænumerando*. — Dabei wird alles mit einer solchen Schnelligkeit, so gierig und so heifshungrig verschlukt, daß einem mäßigen Tischgesellen, und besonders einem Fremden, der nicht zum Komplot gehört, nichts übrig bleibt, als das leere Zusehen, und höchstens etwas Brod, um nicht ganz hungrig vom Tisch zu gehen. — Nach einer solchen Mahlzeit, oder eigentlicher: nach einer solchen Tafelschlacht, sollte man glauben, käme das Dessert eben in keine Betrachtung;

aber man irrt sich. Es wird freilich nicht gleich verzehrt; aber es wird — eingesteckt. — In einem sehr entlegenen Theil von London gibt es einige sehr schmutzige Speisehäuser. Sie sind für den niedrigsten Pöbel. Dort findet man in den Eßzimmern mit großen Buchstaben geschrieben: Eat as much as you can, but pocket none! — Wer sollte wohl glauben, daß eine solche Lehre auch in einer Gesellschaft von Comts, Vicomts und Marquis nothwendig und heilsam wäre? — Unter den Ausgewanderten unter Ludwig XIV. und den Ausgewanderten unter Ludwig XVI. welch ein Unterschied! — Jene brachten Künste, Wissenschaften, Handwerke, Handel, Fleiß und Industrie mit; setzten sich im Auslande fest; heiratheten die Töchter ihrer Beschützer, und wurden gute und nützliche Bürger. Diese bringen Stolz, Unwissenheit, Dummheit, Weichlichkeit,

Trägheit, Armuth und Elend; werden nirgends geduldet; sind immer unstät, immer flüchtig, und haben keine andere Aussicht, als einen Musketenschuß, oder die Guillotine. —

Mit der so sehr gepriesenen Einigkeit der Eidgenossenschaft der sämtlichen Kantons will es auch so recht nicht mehr fort. Es entstehen öfters Mißverständnisse; die Beherrscher eines jeden Kantons wollen wie Könige eines eigenen für sich bestehenden Staats angesehen seyn; und Basel und Solothurn sind in ihrer Verfassung, Regierung, Gesezze u. s. w. nicht weniger verschieden, als Baiern und Brandenburg. Wie könnte das auch anders seyn, da die Kirche schon allein so gewaltige Trennungen verursacht. Die Reformation hat die Schweiz getheilt, der Egoism hat sie zersplittert, und die Politik der benachbarten Mächte sucht sie in diesem Stand der Trennung

zu erhalten; weil man lieber mehrere kleine geschwächte Republiken, als Eine grofse mächtige Demokratie in seiner Nachbarschaft haben will. — Das wähen die Patrizier und die Mächtigen nicht, die das freie Helvetien beherrschen, und es fällt ihnen nicht ein, dafs ihr Stolz und ihr Fürstendünkel die Werkzeuge sind, wodurch die benachbarten Mächte sie in der thatenlosen Unterwürfigkeit abhängiger Vasallen erhalten. —

Zwei und zwanzigster Brief.

Arbon.

Les françois ne sont pas à Paris, ils sont en Touraine; les englois sont plus englois à Mercie, qu' à Londres; et les espagnols plus espagnols en Galice qu' à Madrid. Dies ist eine von den kräftigen Wahrheiten des großen Denkers Rousseau, *) die ein jeder aufmerksamer Reisender täglich bestätigt finden muß. Wer also ein Volk kennen lernen will, der gehe auf's Land, und lebe vertraut mit den Kindern der Natur. — Die reine Einfalt, die ungekünstelten, unverdorbe-

*) *Emil, im 5ten Bande.*

nen Sitten des Landmanns, haben mich schon oft entschädigt für das beschwerliche Einerlei und für die widerliche Affektation der Städter. Die kleinen Städte nun gar, die man in der Schweiz so häufig trifft, sind vollends unerträglich. Sie sind weder Stadt noch Land; sie sind ein unseliges Mittelding zwischen beiden. Man empfindet darin alle das Beschwerliche, und muß dabei noch das Angenehme entbehren, das den großen Städten eigen ist. Sie sind wahre Lästerschulen, diese kleinen Städte. Neid, Müßiggang und Geschwätzigkeit thronen darin. Die wenigen Begüterten und Vornehmen, werden durch den beständigen Weihrauch stolz und anmaassungsvoll; so wie die Unbegüterten durch das ewige Schmeicheln, und durch das Gefühl der Abhängigkeit, klein und kriechend werden. Unter solchen Menschen steht man isolirt, man mag wollen oder nicht. Auch

ist unter ihnen selbst alles Konvenienz. Man liebt sich nicht; man schätzt sich nicht. Wie könnte das auch anders seyn? Wo keine Menschenwürde ist, da ist keine Menschenachtung. — —

Wie ganz anders ist es auf dem Lande! Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit und traute Gastfreiheit sind da zu Hause. — Seit mehrern Tagen leb' ich wieder mit den bessern Menschen dieses Kantons. Sie wissen ja, ich kann nicht lange in den Städten weilen. Da gehe ich des Morgens ganz früh aus der Stadt, streife auf dem Lande umher, bis in die späte Nacht, und kehre öfters erst den zweiten, dritten Tag wieder heim. Meine erste und angenehmste Beschäftigung ist dann, an Sie zu schreiben und mich den süßen Empfindungen zu überlassen, welche die Rückerinnerung meiner ländlichen Wanderungen in meinem Herzen erweckt. Ja, mein Freund, ich habe zu meiner in-

nigen Freude noch einen grossen Fond von Wahrheit, von Tugend und Unverdorbenheit unter dem hiesigen Landvolk entdekt. Wenn ich so dann und wann in ihren Zirkeln sitze, den gesunden Menschenverstand, die biedere Einfalt, das Herzliche, das Vertrauliche und Anhängliche in ihren Gesprächen bemerke; wie oft wünsch' ich mir da, den einen Bruder, den andern Vetter, die eine Schwester, die andere Tante nennen zu können!

Freilich habe ich Reisebeschreibungen gelesen, deren Verfasser bei weitem nicht so wohl mit dem schweizerischen Landvolke zufrieden waren; und einige unter ihnen haben uns sehr herzbrechende Erzählungen von ihren Wanderungen gegeben. — Aber ist nicht die Schuld mehr an diesen Wanderern, als an dem Volke, das sie besuchten? Der Städter, der mit gerümpfter Nase und mit dem ganzen

Apparat verfeinerter Thorheiten, unter die ehrlichen Landleute tritt; wie kann er auf Wärme, auf Anhänglichkeit des schüchternen Volkes Anspruch machen? Das Volk kann wohl dahin gebracht werden, aus Furcht zu gehorchen, aber es hat — dem Himmel sey es Dank! — noch nicht Verkehrtheit genug, aus Absichten zu lieben. Wir wollen mit diesen Leuten von Dingen reden, die wir nicht kennen, nicht würdigen. Die Sprache der Natur, die wir in der großen Welt so sehr vernachlässigen, erfordert lange und anhaltende Übung. Die Sitten, die wir nicht besitzen, von Jugend auf nicht achten gelernt haben, sind schwer nachzuahmen. Und da geht es denn mit den fremden Tugenden, wie mit den fremden Sprachen. Der Eingeborene erkennt den Ausländer gar bald an der Aussprache. — Man irrt sich, wenn man es für so gering hält, von dem

Ver-

Verdrehten, Vershobenen, Exaltirten, zu der geraden, schlichten Einfalt zurückzu-kehren. Ist es z. B. nicht etwas leichtes und auch ziemlich gewöhnliches, daß ein Mann von niederer Geburt in den Gra-fenstand erhoben wird? Und füllt die-ser Mann seine Stelle nicht immer noch ganz leidlich? — Aber wie viel schwe-rer, wie viel ungewöhnlicher ist es, daß ein Mann aus einer höhern Sphäre, Herz, Kraft und Gradsinn genug hat, sich an dem Bauernstand anzuschließen? — Aber das ist auch der Stand, wo das plus être que paroître, so nothwendig ist; und darum können diejenigen, die mehr schei-nen als seyn wollen, hier ihre Rechnung nur sehr schlecht finden. —

Und unsere gelehrten Wanderer nun gar, die mit der Brille auf der Nase, mit der Briefftasche und dem Bleistift in der Hand, sich unter die Bauern machen, um sie auszuforschen. — Sie wollen in die-

ser feierlichen inquisitorischen Stellung, daß ihnen der Landmann mit Offenheit, mit Vertraulichkeit entgegen kommen soll. Wer ist hier wohl am meisten zu tadeln; der, welcher solche lächerliche Forderungen macht, oder der, welcher sie bloß von sich weist? —

Wenn aber diese Herren unter den guten unverdorbenen Menschen dann und wann leer ausgehen; so sind sie desto glücklicher und reicher in ihren Empfindungen und Beschreibungen der reizenden Gegenden, der anmuthigen Thäler, der balsamischen Fluren, der goldduftenden Berge, des grünen See's, und des blauen Himmels. Und da hat denn ein jeder seine Weise, sich gütlich zu thun. — Der eine wünscht hier zu schwärmen, der andere zu malen, der dritte zu dichten, der vierte will wie ein Sperling — bloß lieben und leben, und leben und lieben. —

Und ein geistlicher Herr, der uns auch eine Reise durch die Schweiz gegeben hat, *) erhebt sich in folgender frommen Extase: „Welch' ein Glück, hier Seelenhirt zu seyn, und so ganz unter seinen Schäfchen hier leben und weben zu können! — Da läßt sich mit Segen und Nutzen arbeiten!“ — — Aber schöner als alles das, sind folgende Zeilen von einem berühmten Schriftsteller, dessen Namen mir entfallen ist: „Indem ich unter den belaubten Gängen des hohen Ufers in einsiedlerischem stillen Entzücken hinwandelte, und dann mit wehmüthiger Rührung bedachte, dafs ich in kurzer Zeit diese lachenden Gestade nicht mehr sehen, dafs ich das Säuseln dieser

*) *Bemerkungen auf einer Reise durch einige deutsche, schweizerische und französische Provinzen; von M. L. Steinbrenner, Prediger zu Grosbodungen.*

Lusthaine und das mit diesem Säuseln sich vermischende Plätschern — des schönen See's in wenigen Stunden nicht mehr hören würde“ — u. s. w. *). Bemerken Sie nun das Säuseln, und — was noch mehr ist — das mit diesem — vorerwähnten — Säuseln sich vermischende Plätschern! — Kann man wohl entzückender schwärmen? Und welche Eleganz im Ausdruck! Steht nicht jedes Lüftchen und jedes damit verbundene Geplätschere, cum pertinentiis et omnibus juri- bus, so deutlich und wohl bemerkt da, als wenn sie im Hypothekenbuch eingeführt werden sollten? —

Eh' ich dieses Kapitel schliesse, muß ich doch noch einer äußerst dürftigen Brochüre über die Schweiz erwähnen. Sie heist: „Meine Wanderungen in der

*) *Briefe über die Schweiz. Am Ende des 4ten Theils. Tübinger Ausgabe.*

romantischen Schweiz, Unterwallis und Savoyen.“ — Ihr Verfasser hat sich nicht genannt. Er ist aber von der ächten Sorte; ein Erz-Empfindler, der allen übrigen den Rang abläuft, Wo seine Kollegen staunen, schwärmt er; wo jene schwärmen, ras't er; und wo jene rasen, stürzt er sich vom Gipfel des Jura in den ersten besten See. — Das letzte möchte nun zwar noch hingehen, und Niemand dürfte, oder würde sich darüber beschweren. Aber unter einer ungeheuren Menge empfindsamer Abgeschmacktheiten, findet sich S. 89 folgende Stelle: „Wenn ich im Anblik dieser herrlichen Landschaft gleichsam geschwelgt habe, und dann wieder an unsere deutsche einförmige Alltagsnatur zurück denke, so bangt mir vor dem Anblik — — — u. s. w.

Was halten Sie von einem Deutschen, der so, der mit solcher Wegwerfung von

unserm theuern Vaterlande reden darf? Hat dieser Schwärmer, der die deutsche Natur so — einförmig, so alltagsmäfsig findet; hat er das blühende Baiern, das fruchtbare und malerische Sachsen, die gesegnete Pfalz gesehen? Hat er den schönen reizenden Strich der Bergstrafse — den die Alten selbst das kleine Italien nannten — gesehen? — Hinweg mit dem Undankbaren! Er will für Deutsche schreiben, und zeigt sich unwürdig ein Deutscher zu seyn! —

Ist es nicht empörend, dafs wir Deutsche durchaus zu keiner Nation gehören wollen; dafs wir durchaus kein Vaterland haben wollen? — Da reis't der eine nach Frankreich, ein anderer nach Italien, und noch ein anderer nach England. Und kommt man nun wieder zurück ins Vaterland, so ist der erste ein Franke, der zweite ein Italiener, der dritte ein

Engländer. Und da schwazt und schreibt man denn in den Tag hinein, und da macht jeder noch so viele Proselyten, als er Narren in seinem Kreise findet. —

Vor ein paar Tagen liefs ich mich verleiten, in eine zahlreiche Gesellschaft zu gehen, die sich hier alle vierzehn Tage versammelt, und zu welcher ich eingeladen war. Aber ich bin übel dabei gefahren. Ich vermifste hier das Anziehende, das Empfängliche, das mir die Gesellschaften in Solothurn so werth machte. Es wurde viel gesprochen, wenig gesagt. — Das Vermögen, unsere Ideen durch verständliche Töne einander mitzutheilen, ist unstreitig eine der grösten Glückseligkeiten, die der Mensch hienieden geniessen kann. Ohne Sprachfähigkeit wäre der Hang zum gesellschaftlichen Leben, und ohne diesen wären alle geselligen Tugenden verlohren. Aber das Gespräch muß auch irgend einen Zweck,

irgend eine Absicht haben, wenn die Seele dabei nicht ganz ohne Genuß bleiben soll. Man muß entweder belehren oder aufmuntern; lernen oder lachen. Wenn aber Personen mit einander reden, die weder Sinn noch Fähigkeit für das Eine oder Andere haben; so ist das Gespräch eine bloße Uebung der Organe, bei welcher die Vernunft und das Herz ganz müßig bleiben.

Ich will eben nicht sagen, daß jeder König ein Lykurg, jeder Krieger ein Themistokles, jeder Bürger ein Kato, jeder Geistlicher ein Luther, und jeder Gelehrter ein Lessing seyn soll. Wer die Menschen, die ihm im täglichen Umgange vorkommen, mit solchen Idealen der höchsten Vollkommenheit vergleichen will, der kommt zu kurz; und wird sich, mitten im Gedränge einer taumelnden Welt, gar bald isolirt finden. Aber das kann man erwarten, daß jeder, der von uns Gehör

fodert, etwas sagen soll, das Gehör verdient. Sonderbar, daß in der Konversation so selten hieran gedacht wird. — Wer schreiben will, der bildet sich nicht ein, daß es genug sey, die Feder führen und das Alphabet malen zu können, um etwas Gescheutes zu schreiben. Er übt sich auch im Styl, im Vortrag, mit unter auch im — Denken. — Aber mit dem Gespräch ist es ganz anders. Wer Organe hat, das heist: wer nicht stumm ist, der spricht, wie er es von seiner Amme, von seinen Eltern, oder höchstens von seinem Schulmeister gelernt hat. Daß es unter zehn tausend Menschen kaum Einen giebt, der seine Muttersprache und den mündlichen Vortrag in derselben studirt, ist eine ebenso bekannte als unwidersprechliche Wahrheit.

Wie es aber auch in den gewöhnlichen Konversationen hergeht, wäre ein solches Studium eben so überflüssig als

zweklos. Die wenigsten Menschen sind zum Denken geneigt. Und da die Eitelkeit nur immer gehört seyn will; so ist der grössere Theil geneigter zum Sprechen, als zum Hören. Man geht nicht in Gesellschaften, um neue Ideen zu sammeln, oder die alten zu berichtigen; sondern um allerlei geringhaltige Kompositionen — die man theils selbst gemacht, und theils sich hat aufbürden lassen — als das feinste Gold am Mann zu bringen. — Wie traurig es aber bei dieser Art von Trafik, und bei dem beständigen Vielsprechen und Wenigdenken mit der Unterhaltung aussehen muß, das wissen Sie, und alle, die der Zufall oder ihre Verhältnisse in die täglichen Gesellschaften führt.

Derjenige, der in solchen Gesellschaften scheinen will, irrt sich sehr, wenn er glaubt durch ein vernünftiges, belehrendes oder witziges Gespräch seinen Zweck erreichen zu können. Aber er

kann sich darauf verlassen, für einen gescheuten Mann zu gelten, und als ein solcher allgemein geachtet zu werden, wenn er Verstand genug hat, die Klugheit und den Wiz Anderer zu bewundern. — Ich habe mehr als einmal solche geschwäzige Egoisten — die nur immer nach dem Beifall haschen, den sie andern schuldig sind — mit der besten Meinung von meinem Verstand fortgeschickt; nicht weil ich ihnen etwas Gescheutes habe hören lassen; sondern, weil ich — nach ihrer Einbildung — etwas sehr Vernünftiges und Witziges von ihnen gehört habe. —

Diese kleine Stadt steht unter der Oberherrschaft des Bischofs von Konstanz, und liegt am Bodensee, wodurch sie auch etwas Handel und Spedition hat. Sie genießt außerdem den Schuz der beiden Kantone Bern und Zürich. Diese beiden Republiken sind sehr schuzsee-

lig; sie haben sehr viele von den kleinern Städten unter ihre mächtigen Fittige genommen. Ob zum Vorthail der Beschützten oder der Beschützer? Das ist eine Frage, die ich hier nicht entscheiden mag.

Dafür will ich Ihnen aber noch etwas Sonderbares von diesem kleinen Städtchen erzählen. Die Einwohner theilen sich in Reformirte, Katholiken und Lutheraner. Dabei ist aber hier nur eine einzige Kirche. Die Reformirten und Katholiken halten beide in der nehmlichen Kirche ihren Gottesdienst; versteht sich, nicht auf einmal, sondern eine Heerde nach der andern. Und die Lutheraner beten mit den Reformirten. Dies ist eine Eintracht, die mir sehr wohl gefällt. Und wenn sie allgemeiner werden könnte, ich glaube sie würde sehr viel zur Toleranz, zur Aufklärung und zur Menschenliebe beitragen.

Drei und zwanzigster Brief.

Lucern.

Diese Stadt würde Ihnen gefallen. Sie ist groß, schön gebaut, und hat eine vortrefliche Lage. Die Strafsen sind breit, die Häuser hoch und geräumig und an manchen zeugen schon die äufsern Verzierungen von dem Geschmack ihrer Bewohner. Schade, daß diese grofse schöne Stadt so leer an Einwohnern ist! Man sieht sehr wenig Menschen auf den Strafsen, und diese wenigen sind Pfaffen, Mönche und Greise. Diefs ist auch leicht zu erklären. Die Stadt hat gar keine Fabriken, und überhaupt sehr wenig Verkehr. Die Klöster und der fremde

Kriegsdienst rafften die jungen Bürgersöhne weg; und was noch übrig bleibt, sind Alte, Weiber und Mädchen, die in den Häusern sitzen, und ein stilles geschäftloses Leben führen. Indessen ist die Landschaft desto stärker bevölkert. Man rechnet auf den ganzen Kanton, der einen Flächenraum von 37 Q. Meilen umfaßt, nicht weit von 100,000 Menschen.

Die Regierungsform dieses Staats ist ganz aristokratisch. Die gesetzgebende und ausübende Gewalt ist in den Händen des Adels. Dieser hat alle öffentlichen Stellen unter sich vertheilt. Der grofse und kleine Rath besteht aus hundert Mitgliedern. Sie nennen sich auch die Hundert der Stadt Lucern; sollten aber eigentlich sich nennen: die Hundert des Kantons Lucern. Denn was nicht zu dieser heiligen Zahl gehört, ist Unterthan. — Die Patrizier bilden sich hier noch mehr auf ihren Adel ein,

als die in den andern Orten der Schweiz, selbst Bern nicht ausgenommen. Sie werden — wie sie behaupten — vom Maltheserorden für ächten Adel erkannt, welches Sie ihnen hoffentlich auch nicht mißgönnen werden. Nach und nach wird indessen diese Klasse immer mächtiger, immer stärker; und das Volk an seiner Seite wird immer leidender, schwächer. — Ganz ruhig geht es aber auch nicht her. Hier und da lodert noch ein Funken von Freiheits- und Gleichheits-Gefühl in dem Busen eines biedern Schweizers. Und man fürchtet sich — nicht ohne Grund — daß dieses verborgene Feuer über kurz oder lang in Aufruhr, Faktionen und Verschwörungen ausbrechen könnte, wovon auch die Geschichte der ältern und neuern Zeiten, in diesem Kanton besonders, häufige Beispiele liefert. — Bei solchen Gelegenheiten kommen die übrigen aristokra-

tischen Kantone den bedrohten Patriziern zu Hülfe, und bringen das Volk auf die eine oder die andere Weise zur Ruhe.

Seit dem Volksaufuhr von 1764, der sehr fürchterlich war und viel Blut gekostet hat, hält die Regierung eine besondere Leibwache von 150 Mann zu ihrer persönlichen Sicherheit. Warlich, der Ausländer muß doch eine sklavische Seele mitbringen, der einen solchen Staat, eine solche Versammlung von gefürchteten und bewachten Menschen noch frei nennen kann! — Dabei rühmen sich die Lucerner, daß ihre Republik schon unter der Herrschaft der Franken und der Merovingischen Könige den Grund zu ihrer Freiheit gelegt habe. — Das ist freilich schon etwas lange her; und da ist es kein Wunder, daß diese alte Lucerner Freiheit sich nach und nach abgenutzt hat. — Aber leider! der Zahn der Zeit, der Stolz, die Unterdrückungs-

sucht

sucht und der Nepotismus haben nur zu sehr daran genagt — and have left no wreck behind. —

Hier ist von der alten Schweizersitte eben so wenig übrig geblieben, als von ihrer Freiheit. Man kleidet sich wie man will, man singt, tanzt, spielt und amüsirt sich wie man will, kurz man ist ganz à son aise. Dadurch hat aber auch der Ton merklich gewonnen. Ich habe hier einige Bekanntschaften gemacht, die mir sehr werth sind. Die schätzbarste und unvergeßlichste aber ist mir die des Herrn Generals von Pfifer. Sein vortrefliches Werk, der berühmte Plan von der Schweiz, den er mit der größten geometrischen Genauigkeit, mit ungeheurer Mühe, Zeit- und Kostenaufwand verfertigt hat, ist Ihnen bekannt. Aber nicht sein schätzbarer lebenswürdiger Karakter. Er ist ein talentvoller, gelehrter, menschenfreundlicher Mann. Was kann ich

mehr von ihm sagen? Und in der That, was weniger? — „Sein Ruhm ist sein Schatten.“ Das sage ich hier nicht blos der angenehmen und lehrreichen Stunden wegen, die ich bei dem Herrn von Pfifer genossen habe, sondern weil ich mehr als einmal Zeuge von der biedern Offenheit und Wärme war, womit er einen jeden, fremd oder nicht fremd, empfohlen oder nicht empfohlen, aufgenommen hat. Weil ich Zeuge war, wie zufrieden, wie unterrichtet jeder Fremde von ihm schied. —

Es gibt in diesem Kanton keine Fabriken. Aber dafür ist der Ackerbau in grossem Flor, und die Viehzucht wird mit beträchtlichem Vortheil getrieben. Man hat hier einen so grossen Überflufs an Getreide, dafs die benachbarten Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden damit versehen werden. Ein Fall, den man in der Schweiz nur äufserst selten trifft, da die meisten Kantone so arm an Ge-

treide sind, daß sie ihre Bedürfnisse aus Schwaben und andern Gegenden holen müssen. Zugleich mag Ihnen aber auch dieser Getreideüberfluß in dem fabriklosen Lucern als ein Beweis dienen, daß das, was ich in einem meiner vorigen Briefe von dem Verfall des Ackerbaues in fabrizirenden Staaten gesagt habe, durch die Erfahrung eher bestätigt als widersprochen wird. — Durch den Viehhandel und durch die Ausfuhr der Käse kommen beträchtliche Summen ins Land. Es gehen aber auch wieder sehr ansehnliche Summen heraus, für mancherlei nothwendige sowohl als überflüssige Bedürfnisse, z. B. Salz, Kaffee, Zucker, Wein, Brantwein, seidene und baumwollene Zeuge, Tücher u.s.w. Ich habe Ihnen schon bei einer andern Gelegenheit gesagt, daß der Kanton Lucern jährlich zwischen 2 und 300,000 Gulden für ausländische Weine nach dem Elsaß schickt.

Davon rechnet man ein Drittel auf die Hauptstadt. Eine ungeheure Summe, wenn man bedenkt, daß diese Stadt nicht über 4000 Menschen enthält, worunter man doch kaum tausend erwachsene Männer rechnen kann. Aber freilich muß man bei dieser Berechnung auch noch in Anschlag bringen, daß die hundert Regenten des Lucerner Staats hier ihren Siz haben. — Und da diese Männer für hunderttausend Lucerner denken, sorgen und trachten, so werden Sie es auch nicht unbillig finden, daß sie dann und wann für ihre Mitbürger — trinken. — Dafür hat der gemeine Mann sehr gutes Obst und alle Arten von Baumfrüchten, und macht aus dem Überfluß des erstern einen sehr schmackhaften Most.

Mit dem Holz ist es aber hier nicht am besten bestellt. Zwar hat es die Natur auch hierin mit den Lucernern eben so gut gemeint. Aber man kann oder

will nicht Gebrauch davon machen. Der Kanton hat beträchtliche Waldungen, die alle in dem besten Zustand sind. Allein die Lage dieser Waldungen — da sie fast alle in den engen Bergthälern liegen — macht das Fällen und Fortschaffen des Holzes beschwerlich und kostbar; und da läßt man lieber den größten Überfluß des besten Holzes in den Waldungen ungenutzt liegen, und holt, was man braucht, von den benachbarten Kantonen, freilich mit geringerer Beschwerde, aber nicht mit geringern Kosten. Es fragt sich indessen, ob ein guter Ökonom, der zugleich ein geschikter Forstmeister wäre, nicht Mittel ausfindig machen könnte, das Beschwerliche, das der hiesigen Holznutzung entgegen steht, abzuheffen? Allein, daran wird hier nicht gedacht; und spricht man mit einem der hundert Könige davon, so heißt es: „Man kennt das Lokale nicht.“ — Lokal oder

nicht lokal, ich getraue mir allenfalls zu behaupten, daß in einem besser regierten Staat, wo besonders Akademien und andere nützliche Institute nicht so selten sind, längst ein ansehnlicher Preis auf die beste Beantwortung dieser wichtigen Frage gesetzt, und der erwünschte Zweck wahrscheinlich auch schon erreicht worden wäre. —

In dieser Stadt hat der päpstliche Nuntius seinen Siz. Eine Ehre, die man hier nicht ungern entbehren würde. Zwar hält sich der jetzige ziemlich ruhig; aber man darf nur einen Blick in die Geschichte dieses Landes werfen, um sich zu überzeugen, daß bei den meisten und gefährlichsten Faktionen die Gesandten des heiligen Stuhls eben keine müßige Rolle spielten. Das Andenken der Carracioli, der Passionei, der Acciajuoli und der Baffalini, wird den Lucernern immer verhaßt bleiben. Diese frommen

Männer haben den Schweizern gezeigt, wie man mit Sanftmuth hassen, mit Bitterkeit segnen, und mit Liebe tyrannisieren kann. —

Wenn Sie einmal nach Lucern kommen, so besuchen Sie die hiesige Assemblée. Sie werden da mehrere junge reizende Damen finden, die viel Erziehung, viel Wiz, viel Lebensart haben. Man kann mit einigen sogar über mancherlei wichtige und interessante Gegenstände sprechen, und sie schicken einen nicht unzufrieden von sich. Die jungen Herren aber, die einige Jahre im auswärtigen Kriegsdienst gelebt haben, und dann wieder ihr Vaterland besuchen, könnten auch angenehme Gesellschafter abgeben, wenn sie nicht so viel vom Fat aus der Fremde mitbrächten, oder wenn sie diese Acquisition doch nur weniger prahlend sehen lassen wollten. — Es ist mit dem auswärtigen Kriegsdienst der

Schweizer überhaupt eine Sache, die sehr widersprechend ist, und in manchem Betracht sehr üble Folgen mit sich führt. Staat und Kirche leiden darunter. Staat und Kirche! Die Freiheit in dem Einen, die reine Lehre in der Andern, wie viel Blut haben sie den Schweizern gekostet! Wie viele Väter und Söhne sind aus dem Schoofse ihrer Familien gerissen; wie viele Städte in Asche gelegt; wie viele fröhliche, fruchtbare Gegenden sind verwüstet, verheeret worden! Und doch gestattet man nicht nur, sondern befördert es sogar, daß der Kern der anwachsenden Generation hinzieht, in die Länder des Despotismus und des Aberglaubens! Und befördert es, daß die jungen Leute durch die verdorbenen, gefährlichen Grundsätze, die sie dort einsaugen, den Saamen zu neuen Verheerungen, zu neuem Blutvergiessen mit in ihr Vaterland überbringen! Bedenken Sie

nur, wie auf das Bischen reine Sitte und Einfalt dieses Volkes losgestürmt wird. Auf der einen Seite die Vernachlässigung des Ackerbaues, und statt dessen, die Einführung der Künste des Luxus und der Verschwendung; das heist: der Fabriken, die noch in allen Fabrik-Städten die Ueppigkeit befördert haben, die sie unter andern Nationen zu verbreiten suchten. — Auf der andern Seite, die beständigen häufigen Auswanderungen; das feile Hingeben seiner persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit in dem Dienst auswärtiger Mächte. Das Vergessen der vaterländischen Tugenden, und dafür das Erlernen der ausländischen Laster! — — Und doch bin ich hier unter dem Volk, das ich wegen seiner Sittlichkeit und Selbstständigkeit, wegen seiner Vaterlandsliebe und seines republikanischen Geistes bewundern soll! —

Auch selbst von der ökonomischen Seite, von welcher man in diesem Lande alles so gern und so kleinlich betrachtet, ist dieses Auswandern der jungen Leute nicht einmal zu entschuldigen. Denn wenn auch, nach einer Reihe von Jahren, einige bemittelte Schweizer im auswärtigen Kriegsdienst zu höhern Militärstellen gelangen, und auf gewisse Weise ihr Glück machen; so kann man auch wieder von der andern Seite für gewiß annehmen, daß ein jeder in auswärtigen Diensten sich befindender Gemeiner, wenn er nicht von ganz armer Herkunft ist, zum wenigsten zwei, nicht selten aber auch vier und mehr Carolin jährlich aus der Schweiz zieht, und selbige im Auslande verzehrt. Berechnen Sie nun diesen Tribut auf die sämmtlichen im auswärtigen Dienst befindlichen Schweizer-Regimenter, und sagen Sie mir, ob die ungeheure Summe, die jährlich aus dem

Lande geht, durch die einkommenden Pensionen einiger Generale und Obersten wohl ersetzt wird? — Die Idee nun gar, daß man in Ermangelung eigener Kriege das Volk in fremde Länder schickt, um es dort in der Kriegskunst zu üben, ist doch wohl zu schwizerisch, um bei Ihnen einer weitläufigen Widerlegung zu bedürfen. Denn, bei Seite gesetzt, daß ein freies Volk nicht so fechten will, als ein unterjochtes fechten muß; so möcht' ich doch nur wissen, wie man es anfangen wollte, die Taktik eines flachen offenen Landes auf dem verworrenen Bergklumpen, die Schweiz, anzuwenden? — Doch wir haben lange genug über den auswärtigen Kriegsdienst gehandelt, wir müssen nun einmal wieder von inländischen Dingen reden.

Die Anzahl der Klöster ist hier sehr beträchtlich; sie besitzen ungeheure Reichtümer, und man kann mit einiger Ge-

wifsheit annehmen, dafs zwei Drittel der Einkünfte des ganzen Kantons von der armen, mäfsigen Geistlichkeit verschlungen werden. Von dieser Seite läfst sich auch wohl die übertriebene Konsumtion der fremden Weine mit erklären. —

Die Erziehung der männlichen Jugend ist hier gröfstentheils in den Händen der Ex-Jesuiten. Ich möchte freilich meine Kinder von diesen graden, offenen Ehrenmännern nicht erziehen lassen. Wenn ich aber zwischen einem Schweizer und einem Jesuiten nur allein zu wählen hätte, und durchaus wählen müßte; so weiß ich nicht, ob ich unter diesen zweien Uebeln nicht das Leztere wählen würde. Und dafs ich hier nicht so ganz Unrecht hätte, und dadurch eben keine Unkunde mit dem Karakter, dem Geist und den Fähigkeiten dieses Volkes verrathen würde, beweist ja die freie Wahl

der Schweizer selbst. — Weit glücklicher sind indessen die Töchter aus den bessern Häusern, die von geschickten Frauenspersonen erzogen werden, die gewöhnlich Ausländerinnen sind. Daher kömmt es auch, daß man unter dem schönen Geschlecht sehr merkliche Spuren einer bessern Erziehung findet, als bei den gestrengen Herren; die denn auch in ihren Weibern oft mehr Kultur bemerken, als sie zu fassen vermögend sind. —

Das Gesez ist hier langsam, schwankend und geschmeidig in Civil-Sachen; grausam und blutig in peinlichen Fällen. Auch hier wird über das Blut der Gefangenen bei verschlossenen Thüren gerichtet. Auch hier ist dem Unglücklichen, Gefallenen, Verurtheilten der Weg zur Appellation, die Hofnung der Gnade abgeschnitten. Welch ein schreklicher, schauderhafter Gedanke für beide; für die, welche einen solchen Spruch aus-

sprechen, und für die, welche ihn empfangen! Ohne Hofnung, ohne Rettung ist er verlohren der Elende, den dieser Spruch trifft. Und der erhabene göttliche Gedanke Shakspeare's:

And earthly power doth then show likest
God's,

When mercy seasons Justice! —

macht keinen Eindruck auf das harte Herz
der schweizerischen Blut-Richter! —

Ich habe Ihnen schon oben gesagt, daß man hier äußerst ängstlich und furchtsam ist, bei einem jeden kleinen Vorfall, der nur den Geruch einer Faktion oder Empörung hat. Diese Furcht ist die getreue Begleiterin der usurpirten Macht und der unbezähmten Herrschsucht. In solchen Staaten kann es denn auch nicht fehlen, daß bald hier, bald dort einer als verdächtig angesehen, eingestekt, verurtheilt oder frei gesprochen wird; wie das auch hier schon oft der

Fall war, und noch ist. Durch die Gefälligkeit eines Freundes, habe ich aus dem hiesigen Archiv die Akten verschiedener sehr merkwürdiger Criminal-Fälle zur Durchsicht erhalten; wovon ich Ihnen doch den Eingang des ersten Verhörs eines solchen Prozesses mittheilen will, der Ihre Aufmerksamkeit vielleicht nicht weniger anziehen wird, als er die meinige gespannt hielt.

Thomas Frey, ein Braunschweiger von Geburt, wird im Jahr 1752 einer geheimen Korrespondenz mit einer auswärtigen Macht, der Religions-Schwärmerei, und noch anderer landesverrätherischer Absichten beschuldigt. Nach einer langen und beschwerlichen Gefangenschaft, und einer weitläufigen Untersuchung, findet sich nichts Erweisliches wider ihm. Alles ist Vermuthung, Verläumdung. Er wird wieder frei gesprochen. Aber so weit entfernt, ihm für die ausgestandene

Schmach die geringste Entschädigung zu geben, muß er — seiner beleidigten Unschuld ungeachtet — die Stadt und das Gebiet des Kantons räumen. Dieser Thomas Frey hat in den Verhören, die über ihn gehalten wurden, mehrere Antworten gegeben, die ihn als einen Mann darstellen, der von Seiten des Kopfes sowohl als des Herzens Achtung verdient. Hier sind einige davon:

Richter. Wie heist Ihr?

Gefangener. Thomas Frey.

Richter. Euer Geburtsort?

Gef. Braunschweig.

Richter. Welcher Religion seyd Ihr zugethan?

Gef. Keiner. *)

Rich-

*) Diese Antwort ist hier besonders auffallend, da der Gefangene der Religions-Schwärmerei beschuldigt wurde. —

Richter. Was treibt Ihr?

Gefangener. Einen Menschenwandel.

Richter. Ich meine: wodurch bestreitet Ihr Euren Unterhalt?

Gef. Durch meinen Erwerb.

Richter. Wodurch erzielt Ihr diesen?

Gef. Durch die Anstrengung meines Geistes.

Richter. Wie viel tragt Euch dieses jährlich?

Gef. So viel ich brauche.

Richter. Wie viel braucht Ihr?

Gef. Das kann ich so genau nicht bestimmen, weil die Armen, die sich mehr oder weniger mir nähern, mit aus meinem Beutel zehren.

Richter. Was ist Euer Vorhaben in diesem Lande?

Gef. Der Umgang mit Menschen.

Richter. Habt Ihr deren keine in Eurem Vaterland?

Gef. Bessere als hier.

Richter. Und warum seyd Ihr denn hieher gekommen?

Gef. Um mein Vaterland mehr schätzen zu lernen.

Richter. Verachtet Ihr die hiesigen Gesetze?

Gef. Verachtet man, was man nicht lobt?

Richter. Kennt Ihr den Geheimen Sekretair Willig?

Gef. Sehr gut.

Richter. Möchtet Ihr ihm wohl ein Geheimniß anvertrauen?

Gef. Wenn es sein Vortheil ist, eher zu schweigen als zu plaudern, ganz gewiß.

Richter. Habt Ihr ihm schon Geheimnisse anvertraut?

Gef. Manchmal.

Richter. Laßt mir sie doch wissen.

Gef. Das werde ich nicht thun.

Richter. Aber wenn ich es befehle?

Gef. Auch dann nicht.

Richter. Wir haben schon Mittel

Gef. Mich zu peinigen; aber nicht mich zum Reden zu zwingen. u. s. w.

Muß nicht dieser Thomas Frey mit Mitleid und Verachtung auf seinen Richter herabgeblickt haben?

Vier und zwanzigster Brief.

Zug,

Ich habe mich zu einer Reise in die kleinen Kantone entschlossen, ohne Ihnen dieses Vorhaben mit dem gewöhnlichen Gepränge lange vorher angekündigt zu haben. Was zu einer Bergreise gehört, der dicke Stecken mit dem langen eisernen Stachel, die standfesten Alpen-Schuhe, u. s. w. das wissen Sie schon. Und be-
then werden Sie ja ohnehin für mich; ich mag nun auf die Appenzeller Hochgebirge herum klettern, oder im Hotel de Musique zu Bern in Pleyel- und Mozartischen Harmonien schwimmen. —
Von den Gefahren und Beschwerlichkei-

ten dieser Reise sag' ich Ihnen auch nichts; denn erstens sind sie in der That nicht so grofs, als sie meine geliebten Vorgänger gemacht haben, und zweitens will ich nicht Ihr Mitleid mit meinen überstandenen oder noch zu überstehenden Mühseligkeiten reizen; ich will Ihre Aufmerksamkeit auf die noch kräftigen Überbleibsel schweizerischer Freiheit und Sitte erwecken.

Der Kanton Zug ist zwar im Rang der Eidgenossenschaft der siebente; er könnte und sollte aber wegen der Biederkeit, Sittlichkeit und Unabhängigkeit seiner Bewohner vor dem ersten, zweiten und dritten *) stehen. Der ganze Kanton enthält nur sechs Quadratmeilen; er ist aber für seine Gröfse ziemlich bevölkert; denn er zählt 20,000 Menschen. Die Regierung dieser Republik ist de-

*) Zürich, Bern, Lucern.

mokratisch, und ruht ganz in den Händen des Volkes. Alles was über 16 Jahre alt ist, hat in gewissem Betracht Antheil an der Regierung, und kann der grossen Landsgemeine, die alle Jahr in der Stadt unter freiem Himmel gehalten wird, nicht nur beiwohnen; sondern ein Jeder kann auch hier über die zu berathschlagenden Gegenstände seine Meinung sagen. Und sie wird nicht nur gesagt, diese Meinung des unbedeutendsten Individuums; sie wird auch gehört. Mit alle dem ist dieser Kanton unter den kleinen demokratischen Kantonen eben nicht der freieste. Er spielt auch in der Geschichte eben keine glänzende Rolle. Die Bürger von Zug zeigten sich äusserst träge, als sie das Joch der Sklaverei abschütteln sollten. Sie hielten eine funfzehntägige Belagerung aus, ehe sie sich der Eidgenossenschaft anschliessen wollten. Und hätte Herzog Albrecht, in der Audienz,

die er der letzten Gesandtschaft der bedrängten Bürger gab, anstatt seine Falken zu füttern, seinen Unterthanen Trost und Muth eingesprochen, sie hätten vielleicht einen noch längern, kräftigern Widerstand geleistet. *) Aber dieses gilt jedoch nur von der Stadt Zug. Die zu dem Kanton gehörigen Aemter Menzin-

*) Die Geschichte dieser Gesandtschaft ist kürzlich diese: Als die Stadt Zug eine lange und verheerende Belagerung ausgehalten hatte, schickte sie noch zum letzten male zum Herzog Albrecht und bat um Unterstützung, um Hülfe. Die Audienz wurde in einem Schlofshof gegeben, und als zufällig ein fürstlicher Jagdbedienter vorüber ging, fragte ihn Albrecht: „ob die Falken gefuttert wären?“ — Hermann, der Sprecher dieser Gesandtschaft, entbrannt über das unwürdige Betragen seines Souverains, redete ihn folgendermaassen an: „Herr, laßt Euch doch izt mehr Euer Volk, als Eure Vögel angelegen seyn!“ — Man kehrte unzufrieden zurück, und übergab die Stadt.

gen, Ägri und Bar, hatten sich lange vorher frei gemacht, und die Bewohner dieser drei Ämter sind auch noch auf den heutigen Tag weit freier und unabhängiger, als die Einwohner der Stadt.

Der enge Raum dieses kleinen Kantons wird auf das beste und fleissigste benutzt. Ackerbau und Viehzucht werden hier in grosser Vollkommenheit und mit vielem Vortheil getrieben. Das Getreide, das gebaut wird, ist beinahe hinlänglich, die Bedürfnisse des ganzen Kantons zu befriedigen. Das Obst, das man in grosser Menge hat, ist vortreflich; am schmackhaftesten aber in der Gegend von Bar. Auch macht man hier einen guten Most. Aber desto schlechter ist der Wein. Er ist ungeniessbar. Auch wird der meiste Wein, der hier getrunken wird, aus Italien und Elsass geholt. Und ich weiss nicht, warum man den wenigen Weinbau, den man hier noch hat,

nicht lieber ganz eingehen läßt und den Raum, die Zeit und die Arbeit nicht lieber zum Anbau von Getreide verwendet, das hier so viel besser gedeiht, und dessen man doch noch nicht zu viel hat. Von Kastanienbäumen findet man in diesem Kanton ganze Waldungen. Diese Frucht ist hier von doppeltem Nutzen. Sie wird theils zu Mehl gemacht und dient den Menschen zur Nahrung, und wird auch theils dem Vieh gegeben, das dadurch sehr fett, milchreich und schmackhaft wird. Holz trifft man im ganzen Kanton nur wenig, und an vielen Orten spürt man wirklichen Mangel dieses nothwendigen Bedürfnisses.

Diese Stadt, die eine schöne und angenehme Lage am Zuger-See hat, ist alt und schlecht gebaut. Die Strassen sind eng und schmutzig, und man findet nur hier und da einmal ein Haus, das — einem Hause ähnlich sieht. Vor der

Stadt liegen einige gut gebaute Landhäuser, die nicht nur in fremdem Geschmack, sondern auch mit fremdem Gelde gebaut sind. — Sie gehören den Veteranen, die in fremdem Kriegsdienst grau und vornehm geworden sind. Die Einwohner der Stadt Zug haben bei weitem nicht das Biedere, Offene und Trauliche, das den Bewohnern der äufsern Ämter so eigen ist. Dafür machen die Städter aber Ansprüche auf Erziehung, Kultur und feine Sitten, die ich jedoch keinem rathen möchte hier zu studieren. —

Wollen Sie eine entzückende Aussicht genießen, über die Stadt, über den schönen Zuger-See, auf die daran liegenden blühenden Dorfschaften, die reichen Felder und Wiesen, so müssen Sie nach dem Kapuziner-Kloster gehen, das unweit der Stadt sehr reizend auf einer beträchtlichen Anhöhe liegt. Die heiligen Männer, die hier in grosser Menge woh-

nen, lassen sich die gute nahrhafte Kost, die herrliche Milch, das ausgesuchteste Obst und die besten italienischen Weine in diesen Hallen der Frömmigkeit und der Tugend sehr gut schmecken. Man hat — der seltenen Nachfrage wegen — auch eine Bibliothek, die aber nicht viel sagen will, und auch nicht übertrieben gebraucht wird. Unter den wenigen englischen Büchern fand ich zu meiner nicht geringen Verwunderung: *The Mirror of Pleasure*. Ob sich dieses Buch hier eingeschlichen hat, weil man wenig von der englischen Sprache versteht, oder weil man viel davon versteht, wollt' ich nicht untersuchen. Noch weniger getraute ich mir eine englische Sylbe fallen zu lassen, aus Furcht, der Wange irgend eines dieser frommen Männer eine glühende Röthe abzupressen. — Sehr weit dürfte man auch nicht gehen, um reizende Gegenstände zu suchen. Denn un-

fern dieses Klosters findet man ein schönes Schwesterkloster, welches sehr zahlreich ist, und dessen neidische Mauern manche junge Schönheit verborgen halten, die das Glück so vieler Männer machen könnten. — Traurig, daß die erste und wichtigste der Klostertugenden, die Enthaltbarkeit, eine eben so große Zerstörerin der höchsten Glückseligkeit des menschlichen Lebens, als eine kräftige Beförderin heimlicher verderblicher Laster werden muß! — Ein gewisser Abt, der hier in der Nähe wohnt, hat eine vortrefliche Stelle bei diesem Schwester-Kloster. Die schönen Mädchen dieses frommen Sitzes ruhen unter seinem — Schutze, unter seiner Aufsicht. Und zum Lobe des Herrn Abts sei es gesagt, noch hat keine von den jungen Schwestern wegen Mangel an Beschirmung Klage geführt. —

Außerdem dafs ich die drei äufsern Amter bereist, und dort den Kern des zugischen Volks kennen gelernt und lieb gewonnen habe, habe ich auch noch eine besondere Exkursion nach Cappeln gemacht, um das Schlachtfeld zu sehen, wo im Jahr 1531 so viele würdige vortrefliche Männer ein Opfer der Intoleranz und der Religionswuth wurden. Wo auch Zwingli, eben so grofs im Feld als auf dem Katheder, wo auch Er dem Fanatismus geopfert wurde! Wie viel hing hier nicht von dem Tode dieses einzigen Mannes ab! Wäre es nicht um die katholische Religion in der ganzen Schweiz geschehen gewesen, wenn Zwingli diese Schlacht gewonnen hätte? Und wer weifs, ob nicht als eine Folge dieses Sieges ganz Frankreich hätte protestantisch werden müssen? Diefs mag Ihnen vielleicht paradox scheinen. Nun gut; ich will mich erklären. Es wird

Ihnen erinnerlich seyn, in welcher Lage sich Frankreich befand, zu der Zeit, als die Protestanten den Versuch machten, sich der Person Karls IX. zu Meaux zu bemächtigen. Die Parthei des Coligny war in dem Besiz einer unbeschränkten Macht, und es war eben jezt, da die schönste Periode seines Glückes blühte; denn sein gefürchtetes Heer bedrohte den König, den Hof, die Hauptstadt und die Provinzen. Der Tapferkeit der Schweizer hatte Karl der Neunte seine Erhaltung und seine Freiheit zu verdanken. Das Bataillon quarré, in welches der Oberste Pfiffer den König, seine Mutter und seine Brüder einschloß, und welches den Feinden von allen Seiten Tod und Verderben zuschleuderte, war die Rettung der königlichen Familie, des königlichen Throns. — Nehmen Sie nun an, daß die Schweizer protestantisch gewesen wären; — und das wären sie doch allerdings gewesen,

wenn Zwingli gesiegt hätte — hätten die protestantischen Schweizer alsdann nicht im Gegentheil den König selbst angegriffen, und wäre Karl hier nicht ohne Rettung verlohren gewesen? Wäre dieser Fall eingetreten, so läßt es sich vermuthen, daß der König in seiner Gefangenschaft auf Anstiften und Zureden der Katharina von Medicis die Reformation angenommen haben würde. Eine Folge davon würde gewesen seyn, daß Heinrich IV., welcher seinen Thron den Reformirten ganz allein zu danken hatte, die protestantische Religion, wenn er sie in seinem Reich überwiegend gefunden hätte, gewiß auch erhalten, allgemein gemacht und mit sich auf den Thron gesetzt haben würde. Und dann wäre wahrscheinlich auch das schreckliche Edikt von Nantes und alle die Blutszenen und Grausamkeiten, die ihm vorgingen und nachfolgten, zur Ehre der menschlichen Ver-

nunft und zum Wohl der Menschheit unterblieben! Dieß, mein Freund, waren meine Gedanken auf dem Schlachtfelde bei Cappel. Und wenn Sie in ihrer satirischen Laune den Kopf schütteln, und vielleicht gar ausrufen, „daß der jüngste Tag nahe seyn müsse, weil ich mich in so religiöse Spekulationen verlieren könne; — so mag Ihnen diese kleine Bosheit ungeahndet hingehen. Mich aber haben diese Betrachtungen von neuem überzeugt, daß der Zufall nichts, Vorsatz und Willkühr aber alles in dieser Welt wirken. Wir erstaunen über gewisse Begebenheiten und können uns ihre unvermuthete Erscheinung nicht erklären. Aber so außerordentlich sie uns auch scheinen mögen, diese Begebenheiten, so sind sie doch richtige nothwendige Folge des Vorhergegangenen. Die Kette von Handlungen liegt vor unsern Augen, und es fehlt darin nicht das klein-

kleinste Glied. Nur dafs wir nicht immer Zeit, Neigung oder Fähigkeit haben, die lange Reihe von Thaten und Wirkungen mit Ruhe, mit Unbefangenheit und Scharfsinn zu untersuchen, und bis in ihren ersten Ursprung einzudringen. Ein Anderer, der dieses besser verstünde als ich, würde Ihnen vielleicht hier beweisen, dafs Zwingli's Tod in dem Schlachtfelde zu Cappel einen verborgenen aber nicht minder wahren Einfluß auf die Handlungen Ludwigs XIV. hatte. —

Folgen Sie mir wieder nach Zug. Ehe ich diesen Kanton verlasse, habe ich Ihnen noch das Eine und Andere davon zu erzählen. Da man hier gar keine Fabriken und Manufakturen hat, und da sich alles vom Ackerbau und der Viehzucht nährt, so entsteht daraus eine grofse Menschenleere und Geschäftlosigkeit in der Hauptstadt, weil die ganze Thätigkeit sich auf dem Lande, auf den Alpen, in den Fel-

dern konzentriert. Wer also das stille und bewegungsleere Zug als den Maassstab der Bevölkerung des ganzen Kantons annehmen wollte, würde sich sehr betrügen; da dieser Kanton als der volkreichste in der ganzen Schweiz angesehen wird, und in Betracht seines sehr eingeschränkten Flächenraums auch füglich dafür gelten kann. Was mir in der Stadt am meisten mißfällt, sind die vielen müssigen wohlgenährten Pfaffen, die einem alle zwei Schritte zu grossem Mißbehagen aufstossen. Diese Larven der Mässigkeit voll innerlicher Leidenschaft. Diese Sittenlehrer ohne Sitten; diese Toleranzprediger, deren ganzes Wesen von oben bis unten die grimmigste Intoleranz ist. Sie sind eine schwere Aufgabe in einem demokratischen gut regierten Freistaat. —

Es ist ein glücklicher Umstand für die Freiheit dieses Kantons, daß der Stadt- und Amt-Rath, der in Zug seinen Sitz

hat, nicht aus lauter Städtern besteht. Zu den 40 Gliedern, die diesen höchsten Rath ausmachen, gibt die Stadt 13, die äußern Ämter aber 27, wodurch eine glückliche Mehrheit von Seiten des Landvolks entsteht, dessen Repräsentanten auch den meisten und kräftigsten Freiheitssinn in den Rath bringen.

Übrigens bin ich mit den Bewohnern dieses Kantons zufriedener, als mit ihren Brüdern in den aufgeklärtern Kantonen. Die Zuger sind im Ganzen thätig, ehrlich, genügsam, und — obgleich dem Jupiter Xenios, dem Gott der Gastfreundschaft, in der Schweiz eben keine glänzenden Altäre prangen — auch hin und wieder gastfrei.

Fünf und zwanzigster Brief.

Schwyz.

Diefs ist der Ort, dem Helvetien seine Freiheit zu danken hat. Werner von Stauffen aus Schwyz; Arnold von Melchthal aus Unterwalden; und Walther Fürst aus Uri, waren die drei Patrioten, die zuerst den muthigen und erhabenen Gedanken faßten, das Vaterland zu retten, es dem eisernen Arm des Despotismus zu entreißen. Dieser grofse Plan wurde hier zuerst gedacht, gelangte hier zuerst zu seiner Reife, und wurde hier zuerst dadurch ausgeführt, dafs man am 1. Jenner 1308 die tyrannischen Landvögte überfiel und sie aus

dem Lande jagte. So entstand das erste Bündniss unter diesen drei Kantonen; so ward das heilige Feuergefühl der Freiheit in dem Busen aller Schweizer angefaht; so riss sich ein Kanton nach dem andern los von dem Joche seiner Unterdrücker; so erfolgte das ewige grofse Bündniss der ganzen Eidgenossenschaft; so entstand das freie Helvetien!

Von diesem Ort und seinen Bewohnern hat die ganze Eidgenossenschaft ihren Namen entlehnt; und billig so. Denn sie waren die ersten, muthigsten, hartnäckigsten, unbezwingbarsten Freiheitskämpfer, und verdienten also mit Recht, ihren Namen dem ganzen Vaterland zu geben, welcher auch im funfzehnten Jahrhundert bei Gelegenheit des Zürcher Krieges angenommen wurde. Mit alledem ist dieser Hauptort des Kantons, den man in gewissem Betracht den Hauptort der ganzen Schweiz nennen könnte,

keine von jenen prangenden Städten, die stolz auf ihre zusammengetragene Steinhäufen sind; er ist ein bescheidener Flecken von etwa zweihundert Häusern. Und der Kanton, der mit Recht der erste in der Eidgenossenschaft seyn sollte, begnügt sich mit dem Range des fünften. Schon dieses bescheidene Zurücktreten in seiner eigenen Würde; diese anmaßungslose Genügsamkeit, diese über allen kleinlichen Neid erhabene Zufriedenheit der Häupter und Angesehensten des Staats in einem kleinen Flecken, anstatt in einer prächtigen Stadt zu wohnen, muß einem von dem Republikanismus, von dem ächten Freiheits- und Gleichheitssinn der Bewohner dieses Kantons einen vortheilhaften Begriff beibringen. Und gewiss irrt man sich nicht, wenn man aus Erscheinungen, wie diese, Resultate auf den Volkssinn zieht. So gering man in Bern die Freiheit achtet,

so heilig wird sie hier gehalten. So übertrieben der Stolz und der Sultanismus in jener Republik ist, so groß ist die Bescheidenheit, so lebhaft das Gefühl der Gleichheit in dieser. Wenn der Geist des Berner Unterthanen unter der Souverainität seines Landvogts oder Schultheissen ohnmächtig und sklavisch niedersinkt, so erhebt sich die Seele des Schwyzer Bürgers frei und stark in dem erhabenen Gefühl seiner eigenen Souverainität.

Die Regierung dieses Freistaats ist ganz demokratisch. Das Volk ist der Souverain, und alle Gewalt ist in seinen Händen. Auch hier werden die großen Landesversammlungen öffentlich gehalten, wo die Wahlen der Staatsbeamten im Angesicht des Volkes und von dem ganzen Volke selbst vorgenommen werden. Jeder Bürger über 16 Jahre nimmt Antheil an dem Wahlgeschäft sei-

ner Beamten. Diese Volksversammlungen werden jährlich auf den letzten Sonntag im April zu Ibach, einem Dorfe eine halbe Stunde von dem Hauptflecken, gehalten. Der Plaz ist offen, unter freiem Himmel, mit Bäumen umpflanzt, und mit bequemen Sitzen für die wählenden Bürger versehen. Es thut einem wohl mein Freund, wenn man sich lange genug in den aristokratischen Republiken der Schweiz umher getrieben hat, endlich einmal ein Volk zu finden, das die Freiheit kennt, liebt und heilig hält. —

Der Kanton Schwyz zählt auf einem Flächenraum von etwa 33 Quadratmeilen nicht über 20,000 Menschen, welches eine sehr geringe Bevölkerung ist. Hier trifft man fast die höchsten Berge in der ganzen Eidgenossenschaft. Und obgleich man keine Fabriken und Manufakturen hat, so ernähren sich dennoch die Einwohner reichlich durch die fleissige Bear-

beitung ihres fruchtreichen Bodens. Eine Hauptquelle des National-Reichthums entspringt aus der sehr guten Viehzucht, die sehr beträchtlichen Nutzen abwirft. Die Pferde, die hier gezogen werden, hält man für die besten in der ganzen Schweiz. Früchte, Holz und andere Bedürfnisse hat man im Überflusse. Diefes ist aber nicht ganz der Fall mit dem Getreide. Der Boden des Kantons erzeugt nicht das ganze Bedürfnis seiner Bewohner; und das Mangelnde wird von Lucern und Zürich geholt.

Die Sitten der Schwyzer *) sind rein und unverdorben. Ihr Karakter ist männlich, bieder und edel. Sie sind offen und

*) Ich behalte diese Rechtschreibung vorsätzlich bei, damit man sich nicht irre, und nicht etwa glaube, ich rede von den Schweizern überhaupt, wenn ich von den Schwyzern insbesondere rede.

entgegenkommend gegen Jedermann, und die Geheimnisse des Staats, die man hier nicht kennt, nicht achtet, nicht bedarf, erschweren nicht dem Fremden den Zutritt in den besten Familien, in den Versammlungen und andern Plätzen des öffentlichen Unterrichts, wie dieses in den aristokratischen Kantonen nur zu sehr der Fall ist. Wornach man in Bern, ohne Gefahr für einen verrätherischen Spürer gehalten zu werden, nicht einmal fragen darf, das wird einem hier ungefragt erzählt. Was man dort mit Machiavellischer Verschmiztheit zu verbergen bemüht ist, das ist man hier stolz, mit unbefangener Freimüthigkeit zu eröffnen. Das weibliche Geschlecht, das mit unter auch Schönheiten aufweist, lebt sehr häuslich, fleißig und eingezogen. Die verheiratheten Weiber sind ihren Männern getreu, und üben eine Unterwürfigkeit gegen ihre Beherrscher, die freilich

unter kultivirten Völkern nicht gebräuchlich ist, die aber den Ehemännern hier zu Lande sehr gut zu Statten kommt, und sie gegen mancherlei Hauskreuz schützt, mit welchem man in den Ländern feinerer Sitten nur zu bekannt ist. —

Obgleich der Hauptort des Kantons nur ein Flecken ist, so findet man doch Häuser darin, die eine Zierde grösser Städte seyn könnten. Man lebt fröhlich, munter, vertraut und zufrieden mit einander. Man ist Niemand's Herr, und Niemand's Knecht. Und unsere Politiker, die sich noch mit der schweren Aufgabe quälen: „ob in politischen Gesellschaften eine völlige Gleichheit möglich sey?“ mögen eine Reise hieher machen, und sich wegen ihrer beängstigenden Frage beruhigen lernen. Wenn ihnen anders diese Beruhigung nicht noch mehr Bekümmerniß verursacht, als ihr Zweifel. — —

Die herrschende Religion ist auch hier, wie im Kanton Zug, die Katholische. Sonderbar, daß alle demokratischen Kantone der katholischen Religion zugethan sind; und daß die aristokratischen Kantone, die das Joch des Aberglaubens abgeworfen, dafür die Fesseln des Despotismus angelegt haben. — Indessen ist die Kirchenmacht, besonders im Kanton Schwyz, in sehr bescheidene Gränzen eingeschränkt; und die Pfaffen lassen sich hier seltener und mit weniger Keckheit an öffentlichen Orten sehen. Auch mag es der Landmann und der Schwyzer Bürger gar nicht leiden, wenn sich die Geistlichen in weltliche Angelegenheiten mischen. Und zu Verhütung aller Kollisionen von der Art hat man verschiedene Volksschlüsse, die den Staat und die Kirche sehr zweckmäfsig trennen, und einem jeden die Gränzen seines Wirkungskreises vorzeichnen. —

Die Abgaben sind sehr gering, und aufser einigen Zöllen, die nur auf diejenigen fallen, die Pferde und Wagen haben, kennt man keine öffentlichen Lasten. Wie könnte das auch in einem Lande statt finden, wo eine so völlige Volksherrschaft eingeführt ist; und wo eine jede Grausamkeit, eine jede Bedrückung ihre Ausüber selbst bestrafen muß? Und da man sehr eifersüchtig auf seine Freiheit ist, so ist es nicht leicht möglich, eine Beeinträchtigung derselben vorzunehmen, ohne daß sie sogleich von dem Volke bemerkt und bekämpft würde. Man hat zwar keine Staats-Spione, keine besoldeten Laurer; aber ein Bürger bewacht den andern.

Der Landrath, der die täglich vorkommenden Geschäfte besorgt, besteht aus 60 Rathsherren. Dazu giebt ein jedes der sechs Viertel, worin der ganze Kanton eingetheilt ist, 10 Mitglieder.

Was man hier unter die 6 Viertel versteht, ist keine geographische, sondern eine politische Eintheilung. Gewisse Familien gehören unter gewisse Viertel, sie mögen wohnen, wo sie wollen. Dies hat etwas Ähnliches mit der Eintheilung des athenischen Staats, und giebt der Regierung eine feste, dauerhafte und unwandelbare Form. Was mir hier nicht gefällt, ist, daß das Landvolk, angestekt von dem Beispiel der aristokratischen Kantone, den fremden Kriegsdienst häufiger sucht als es sollte. Wie kann doch der freigeborene Mann dieses Kantons zu dem unwürdigen Entschluß kommen, den geliebten Boden des Vaterlandes zu verlassen; Vater, Mutter, Geliebte und Freund zu verlassen, um unter der Muskete dem Willen eines fremden Despoten zu gehorchen? — Wie kann er das unschätzbare Gut, das seine Väter ihm mit ihrem Blut erkaufte haben, auf eine

so niedrige, verächtliche Art feil bieten? Aber es giebt einen Gott, den die Europäer mit aller Inbrunst der Abgötterei verehren. Die Spanier schicken ihre Flotten in die entferntesten Welttheile, um diesen Gott zu sich zu ziehen; und damit die Eingebornen über keinen Raub klagen sollen, geben sie ihnen etwas dafür, das sie theurer halten als alles, ihr Christenthum. — Die Engländer, frei, und von gewissen Gefühlen von Großmuth beseelt, so lange sie sich in ihrem Vaterlande befinden, vergessen das Wort Freiheit, vergessen und entehren alle Gefühle der Menschheit, wenn sie sich der verderblichen Sphäre nähern, wo diese Gottheit thront. Dort sind sie Tyrannen, Despoten. Millionen ihrer Brüder werden ins Ioch der Slaverei gespannt, Millionen werden gemordet. — Die Deutschen, noch nicht ganz reif für solche eminente Laster, begnügen sich

vor der Hand, die Speichellecker jener Räuber und Mörder zu seyn. — Und diese Gotteslästerung, dieses Rauben, dieses Morden, dieses Heucheln, dies alles ist Verehrung des Gottes, den man Gold nennt. In ganz Europa hat er seine Tempel dieser Götze; aber sein Sanktuarium hat er in der Schweiz! — — Fragen Sie mich noch: Warum der Schweizer seine Freiheit in fernen Landen feil trägt? — —

Ein anderes, nicht minder großes Gebrechen in dieser Verfassung, ist die sehr schlechte Prozeßordnung, besonders in Criminal-Fällen. Man verfährt viel zu summarisch, zu rasch, zu leidenschaftlich, zu blutig. Dafs man sich hier um das Studium der Jurisprudenz eben nicht sehr bekümmert, werden Sie ohne mein Erinnern leicht erachten. Das möchte indessen noch hingehen. Man möchte die Gesezbücher immer zulassen, wenn
man

man nur das Herz nicht so ganz verschliessen wollte! — Man hat hier ein gewisses Gericht, man nennt es den zweifachen Landrath. Dieser zweifache Landrath versammelt sich jährlich, um — wie man es hier nennt — die Hals-Verbrechen abzustrafen. Verstehen Sie wohl mein Freund, nicht zu untersuchen, zu rechtfertigen, zu begnadigen; sondern abzustrafen. An Gnade ist hier eben so wenig zu denken, als in den übrigen Kantonen der Eidgenossenschaft. Umsonst würde ein Cicero aufstehen und ihnen zurufen: *Nihil habere nec fortunam regiam majus, quam ut possit, nec naturam melius quam ut velit servare plurimus.* *) Umsonst würde ihnen ein Metastasio zurufen: *Il torre altrui la vita, è facoltà commune,*

*) Cicero zu Cäsar in Vertheidigung des Ligarius.

al più vil della terra; il darla è solo de' numi e de' regnanti. *) Der zweifache Landrath versammelt sich, um die Halsverbrechen abzustrafen, und er straft sie auch wirklich ab. —

Ich habe Ihnen schon hin und wieder meine Bemerkungen über die äusserst kleinen, eingeschränkten Republiken gemacht, die man in der Schweiz findet. Ich habe aber neuerdings einen Freistaat in der Nähe dieses Kantons besucht, der kleiner ist, als alle kleine Staaten, die Sie und ich noch je gesehen haben; und obgleich er Ihnen schon aus andern Beschreibungen bekannt seyn mag, so kann ich mich doch nicht enthalten, Ihnen einige Worte darüber zu sagen. Das ganz Kleine, wie das ganz Grosse, erweckt Verwunderung. —

*) *Clemenza di Tito.*

Der Kanton Schwyz — wie ich Ihnen schon oben gesagt habe — hat sehr hohe Berge. Unter diesen ist auch das große und weitläufige Gebirg, das sich drei Stunden weit zwischen dem Lucerner und Lauerzer See erstreckt, der Rügen Berg. An dem Fusse dieses, mit Alpen und Waldungen bekleideten Bergs, liegt die ehrwürdige Republik Gersau. Der einzige Flecken dieses Namens, sammt einigen um denselben zerstreut liegenden Häusern, bilden den ganzen Staat. Alle auf Gersauischem Boden wohnenden Menschen betragen zwischen 900 und 1000 aufs höchste gerechnet. Die dazu gehörige Landschaft, die aus sehr guten Wiesen und Alpen besteht, wird mit vielem Fleiß und Thätigkeit benutzt. Man hat Milch, Butter, Käse, Früchte, das beste Obst, Holz und andere Bedürfnisse. Das Getreide wird gegen den Überfluß des einen oder andern

dieser Artikel, in Lucern eingetauscht. Die Einwohner dieses, in der That kleinen, Freistaats geniessen eine vollkommene Freiheit. Ihre Verfassung ist die reinste Demokratie. Die höchste Gewalt steht bei der Landsgemeinde. Die Landsgemeinde ist das Organ des Volkes. Jährlich ist eine grosse Volksversammlung, wo alle Bürger von Gersau, etwa 300 an der Zahl, zusammen kommen, die Wahlen vornehmen, und über öffentliche Gegenstände berathschlagen. Lachen Sie nicht über diesen kleinen Staat. Er ist klein, aber sicher. Un petit état est plus fort qu'un grand. — Wer könnte diesen freien Menschen etwas anhaben? Sie liegen mitten in der Schweiz; haben den Vier Waldstädter See vor sich, den Rügi Berg hinter sich. Der Feind müßte erst die umliegenden Kantone sich unterwerfen, eh' er die Republik Gersau bekämpfen könnte. — Solche Staaten sind

auch nur alsdann lächerlich, wenn sie mehr scheinen, als seyn wollen. Die Republik Genf, mit einer Bevölkerung von 40,000 Menschen, wird lächerlich, wenn sie mit ihrem National-Convent, mit ihrem Heils-Ausschufs, mit ihren Kommitteen, mit ihrer revolutionären Regierung u. s. w. sich zu einem läppischen Schattenspiel der französischen Republik herabwürdigt. — Wenn aber ein kleiner Staat das ist, was er ist; wenn er nicht mehr seyn will, als er seyn kann, seyn soll; so verdient seine Bescheidenheit, seine Beharrlichkeit, seine Selbstständigkeit, unsere Achtung.

Diese Achtung verdient und genießt die Republik Gersau, von einem Jeden der sie kennt. Ein vortreffliches, biederes, freies Volk. Man redet und schreibt freilich nicht so viel von ihm. Man kennt es nicht in einiger Entfernung; selbst in der Schweiz kaum.

Aber es ist groß in seiner eigenen Würde. Man lebt hier ruhig und glücklich; mit sich und mit aller Welt in Frieden. Die Gersauer haben keine Kriege, keine Feinde, keine Allianzen, keine auswärtigen Gesandten, keine Laurer, keine Spione, die ihr Glück beobachten, beneiden, und ihre Ruhe stören. — Man hat keine Kammern, keine Kommitteen, keine Schultheissen, keine Landvögte, keine Advokaten. Die Richter sind ehrliche Männer, und beschützen das Eigenthum und das Wohl ihrer Mitbürger, nach den Gesetzen der Billigkeit. Man weiß nichts von Holland, England, Frankreich, Spanien, Indien und Amerika. Man bedarf ihrer nicht. Man kennt weder ihren Luxus, noch ihre Sittenverderbtheit. — — Fragen Sie mich, wo ich in der Schweiz am liebsten wohnen möchte? In Gersau. Hier ist das kleine, ruhige, unbemerkte Fleckchen, das mir auf der

ganzen weiten Erde am schönsten gefällt. — Hier, in beglückter Vergessenheit des neidischen, undankbaren Troses, den Musen und der Freundschaft sein Leben widmen zu können; Welch ein Vorschmack des Himmels! Erinnern Sie sich jener Zeilen, die Sie so oft und mit so vielem Enthusiasmus wiederholten:

Vivez pour peu d'amis, occupez peu
d'espace,

Faites du bien surtout; formez peu de
projets. etc. etc.

Wollen Sie den grossen Fond von Lebensphilosophie, der in diesen wenigen Worten zusammengedrängt ist, in Ausübung bringen; so eilen Sie hieher, und werden Sie Bürger zu Gersau!

Sechs und zwanzigster Brief.

Altorf,
im Kanton Uri.

Ich habe mich ja wohl sehr versündigt, daß ich Ihnen auf meiner Reise von Lucern hieher, noch nichts von Maria Einsiedel gesagt habe. Ich hätte beinahe Lust, Ihnen einmal einen recht gelehrten, antiquarischen Brief über diesen heiligen Gegenstand zu schreiben. Da würden Sie denn erfahren, daß der Stifter dieses reichen, berühmten Klosters, der heilige Meinrad oder Meinhard, ein Schwabe war, der 805 geboren wurde, zu Reichenau studirte, dann Professor zu Bollingen, und nachher Einsiedler wurde, auf dem Berge Ezel, der

an der Südseite des Züricher Sees liegt. Hier konnte der heilige Mann, der gar zu häufigen Besuche wegen, nicht lange hausen; er machte sich weiter in das Gebirge, und 838 setzte er sich in den finstern Wald fest. Diesen Nahmen führte das Kloster auch bis im Jahr 1073. Denn in der Urkunde, worin Kaiser Heinrich IV. in diesem Jahre dem Abte Seelinger alle Privilegien der Abtey bestätigte, heist er sie zuerst Einsiedel. Dann würde ich Ihnen auch erzählen müssen, dafs ungeachtet der grossen Entfernung, in welcher der fromme Mann in diesem finstern von allen Menschen abgeschiedenen Walde lebte, der Ruf Meinrad's manche fromme Seele mit reichen Gaben hieher lokte. Und dafs besonders die Prinzessin Hildegarde, Aebtissin zu Zürich, hier manche andächtige Stunde mit dem heiligen Meinrad zubrachte. Und dafs sie, „aus

Dankbarkeit für die Tröstungen, die sie ehemals auf dem Berge Ezel von ihm erhalten hatte,*) ihn nicht nur mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versorgte, sondern ihm auch eine Zelle und eine Kapelle bauen liefs, welche er die Kapelle unserer lieben Frau — ein sehr schiklicher Name — hiefs, und wo er sich mit innigem Behagen seinen heiligen Werken und Betrachtungen überliefs, und hier ein so gar frommes Leben führte — — dafs der Teufel darob grimmig zürnte. „Denn dieser Fürst der Finsternifs konnte den himmlischen Glanz der Tugenden dieses Athleten Jesu Christi nicht anders, als mit gif-

*) Dies sind die unveränderten Worte, aus einem in der fürstlichen Buchdruckerei zu Einsiedel gedruckten Buche, welches ich hier vor mir habe, und welches den Titel führt: *Histoire de la Sainte Chapelle de notre Dame des Hermites etc.* 1775. 8.

tigem Scheelblik ansehen; daher gab er sich alle nur erdenkliche Mühe, ihn in seinen Andachtsübungen zu stören, und die Schaam, die er — c'est à dire: der Teufel — über die Vereitelung seiner Bemühungen empfand, stürzte ihn in eine solche Wuth, dafs er eines Tages mit einer so entsezlichen Menge Teufel kam, dafs sie — die Sonne verfinsterten. Die ganze Wüste, der finstere Wald, der Berg Ezel, die Kapelle zur lieben Frau, ertönten von ihrem schreklichen heulenden Gebrülle; sie zeigten sich dem Auge des Heiligen unter den scheufslichsten Gestalten, und spieen Flammenströme aus, um ihn zu verschlingen.“ *) Worüber Meinrad anfänglich zwar erschrak, als er aber sein Gebet verdoppelte, stärkte ihn Gott; und der Teufel mußte mit Schande den Abzug nehmen. Ja, es

*) S. 12. und 13. im angeführten Buche.

wurde sogar ein Engel gesandt, die höllische Legion zu zerstreuen. Dieser erschien dem Heiligen ganz in Licht gehüllt, verbot den Teufeln, im Nahmen des Allerhöchsten, den Knecht Gottes ferner zu beunruhigen, und jagte sie davon. Meinrad hatte auch nachher keine weiteren Versuchungen auszustehen, und setzte die gewöhnlichen frommen Übungen mit der tugendsamen Prinzessin Hildegarde ungestört fort. Und die Wüste und der Berg Ezel ertönten ein feierliches Hallelujah! —

Doch, ich denke Sie verzeihen mir lieber mein Stillschweigen über diesen berühmten Wallfahrtsort, und ich entlasse Sie dafür der Marter eines längern gelehrten antiquarischen Geschwätzes. Dafs ich indessen sehr schonend mit Ihnen umgegangen bin, und mich sehr kurz gefafst habe, das sollen Sie aus der *Histoire de la Sainte Chapelle* selbst sehen, die

ich Ihnen mitbringen werde, wenn ich wieder nach Deutschland komme. Und bis dahin können Sie einen kräftigen Auszug daraus in Herrn Afsprung's Reise durch einige Kantone der Eidgenossenschaft nachlesen. Von dem ungeheuern Schatz an Gold, Perlen und Diamanten, den die Dummheit und der Aberglauben hieher geschleppt, und Geiz und Pfaffenlist zusammengescharrt haben, sage ich Ihnen nichts. Solche Dinge sind unwürdig einer flüchtigen Beobachtung und noch unwürdiger einer genauen Beschreibung. Die Bibliothek ist schlecht, aber desto besser ist — der Wein. Darum ist auch der Kellermeister hier ein Mann von Bedeutung, und der Bibliothekar ein armer Wicht. — Dafs Sr. Fürstlichen Gnaden, der Herr Abt, ein lebenswürdiger Mann ist, werden Sie mir ohne Anstand glauben, wenn ich Ihnen sage, dafs ich zweimal an seiner Tafel sehr gut

gespeist habe. — — Verlassen Sie nun diesen Sitz der Trägheit, des Müßiggangs und des kanonischen Stolzes, und folgen Sie mir nach dem freien Altorf.

Dieß ist der Hauptort des Kantons Uri. Er ist geräumig und schön gebaut. Die Urner nennen ihn aber nicht Stadt, sondern Flecken, weil sie lieber auf den Stolz, in einer Stadt zu wohnen, Verzicht thun wollen, als ein Opfer städtischer Ausschweifungen, Thorheiten und Schwachheiten zu werden. Man findet indessen mehrere sehr schöne Gebäude hier, die man von ähnlicher Pracht und Gröfse in den ersten und grösten Städten der Schweiz vergebens suchen würde. Die Strafsen sind breit und ein Muster von Reinlichkeit. Der Flecken liegt in dem schönen Reufsthale und die Lage ist angenehm, nur dafs die hohen Berge, die den Ort umgeben, gleichsam darüber zittern, und das Auge des Ausländers

schüchtern machen. Eines der höchsten und gewaltigsten Gebirge, welches besonders an seinen untern Theilen stark mit Tannen bewachsen ist, erhebt sich gerade über Altorf. Der Theil gegen den Flecken zu heist der Baneberg. Es ist bei harter Strafe verboten, das geringste Holz in dem Tannenwalde zu fällen, weil dieser die Lauwinen auffangen und zertheilen muß, die im Winter von dem nahen Berg hinabrollen. Ohne diesen Schuz, den man nicht vorsichtig genug erhalten kann — wäre Altorf vielleicht schon längst unter den ungeheuren Schneemassen begraben.

Der Kanton Uri ist der vierte im Rang der Eidgenossenschaft, hat 37 Q. Meilen, und zählt 30,000 Menschen. Die Geschichte dieses Kantons ist die nehmliche als die von Schwyz, wie Sie schon aus meinem vorigen Brief wissen werden. Der Kanton hat zu der Schweizer-

Revolution am frühesten und kräftigsten beigetragen. Ihm könnte auch der erste Rang unter den Kantonen nicht streitig gemacht werden, wenn er nicht 1332 der Stadt Lucern, 1351 der Stadt Zürich, und 1352 der Stadt Bern gewichen wäre. Bemerken Sie hier die bescheidene Einfalt des demokratischen Uri, und den aufgedunsenen Stolz und die plumpe Anmassung der aristokratischen Kantone Lucern, Zürich und Bern.

Auch hier ist man der katholischen Religion zugethan. Und obgleich die Anhänglichkeit an der römischen Kirche ziemlich stark ist, so ist doch schon frühzeitig dafür gesorgt worden, daß die bescheidene Geistlichkeit, die Klöster und andere fromme Stiftungen nicht gar zu viel liegende Gründe zum Nachtheil und nicht selten zur gänzlichen Entnerung der Weltlichen an sich ziehen können. Man will es in diesem Kanton
bemerkt

bemerkt haben, daß der Eid der Armuth zur Habsucht, der Eid der Mäßigkeit zur Schwelgerei, und der Eid des Gehorsams zum tükischsten Eigensinn leiten. — Darum erschienen auch schon in den Jahren 1360 und 1367 die sehr rühmlichen Verordnungen, „daß Niemand ein Gut, Häuser oder andere liegende Gründe an Klöster oder andere Geistliche verkaufen, verpfänden oder sonst übertragen soll. Nur angesessene nahrungtreibende Landleute und Bürger sollen Güter und Häuser übernehmen können. Und wenn ein Ausländer ein Gut ererbt, so kann er selbiges an Klöster und Geistliche weder verkaufen noch schenken; es muß wieder an Bürgerliche übertragen werden.“ Diese Verordnung wird Ihnen sogleich zeigen, daß man in diesem von der verfeinerten Welt so sehr entfernten Alpenlande nicht ohne Menschenkenntniß ist; daß man bethet um selig, nicht um

arm zu werden. Dabei behält man immer noch eine gewisse Achtung für den geistlichen Stand. Nur muß auch dieser seine Gränzen kennen, und sich mit der Herrschaft jenseits des Grabes begnügen. — Und darben läßt man ihn darum auch nicht. Die Kapuziner haben am Bannberge ein vortrefliches Kloster, in welchem der guten Dinge keines fehlt, und das eine reizende Aussicht über den Flecken, ins Thal und auf den vier Waldstädtersee beherrscht.

Die Verfassung ist ganz demokratisch; und die Regierung ist in den Händen des Volks. Alle Mannspersonen, die das 14. Jahr erreicht haben, wohnen den öffentlichen Versammlungen bei, und haben im eigentlichen Sinn des Worts Theil an der Regierung. Die Urner sind unstreitig diejenigen, die in der ganzen Eidgenossenschaft am meisten auf ihre Freiheit halten. Dabei hat der gemeine Mann

ein hohes Gefühl von Billigkeit und Recht, und die Beispiele sind äußerst selten, daß er die Freiheit, die er in so hohem Grad genießt, missbrauche. Von dem ehemaligen Adel findet man hier nur sehr geringe Überbleibsel, und diese sind schwach und ohne allen Einfluß. Die Bewohner dieses Kantons sind fleißige, edle, gute Menschen. Sie wissen nichts vom Unterschied des Ranges, verachten alle Abhängigkeit und leben in völliger Gleichheit unter einander. Der gemeinste Bürger spricht von den Regierungsgeschäften seines Landes, und ist davon besser unterrichtet als mancher deutsche Minister von der deutschen Reichsverfassung. Und darüber darf man sich nicht wundern. Da der Bezirk des Kantons klein ist, und in der Regierung nichts verheimlicht, nichts vertuscht wird, so geht es ganz natürlich zu, daß die Bürger damit leicht bekannt

werden können. Wenn gewisse Schriftsteller, die in den aristokratischen Kantonen alles loben, in diesen kleinen demokratischen Kantonen alles tadeln; wenn sie die Bewohner von Uri, Schwyz und den übrigen freien Republiken als Gothen, Barbaren und Hunnen ausschreien; wenn sie ihren Biedersinn für Plumpheit, ihre Offenheit für Zudringlichkeit, ihren Gleichheitssinn für Verwegenheit, ihre Freiheit für Ausgelassenheit erklären; so kann man daraus leicht abnehmen, mit welchem Freiheitsgefühl sie hieher gekommen sind. — Und man kann diesen Herren nichts Besseres rathen, als eine Reise nach Aranjuez oder nach Sarskoeselo zu machen. Dort werden sie die Menschen ganz nach ihrem Geschmack gemodelt, geformt, verdreht, verschoben und durch und durch moralisch verhunzt finden. Wer lieber unter feile Sklaven als unter freie Männer, lieber unter Mario-

netten als unter Menschen seyn mag, der kann füglich die Mühe sparen, die Urner und Appenzeller Hochgebirge zu besteigen.

Man hat in diesem Kanton keine Manufakturen und Fabriken. Man lebt ein ruhiges fröhliches Hirtenleben, und ist zufrieden mit den Vortheilen einer sehr guten Viehzucht; und ihre Vortheile sind in der That nicht gering. Der Fleiß des Landmanns ersteigt den höchsten Gipfel der rauhesten Felsen, wo ein jedes Flekchen kultivirt und aufs beste benutzt ist. Und selbst da, wo das Vieh kaum hinklettern kann, sieht man Menschen, die Gras mähen und mit allerlei ländlichen Arbeiten beschäftigt sind. Wie viel erfreulicher, erquickender ist dieser Anblick, als alle Pracht des stolzen Fabrikanten, der fünfhundert Menschen in seine Werkstuben einkerkert, und ihnen den Genuß der frischen Luft und der freien Bewegung raubt, um sich

in seiner Equipage blähen zu können! — Ein großer Zweig des Erwerbs der hiesigen Einwohner ist die Straße über den Gotthard's Berg *). Die einzige Straße in dieser Gegend, vermittelt welcher Italien, das deutsche Reich und die Schweiz mit einander in Verbindung kommen. Das beständige Hin- und Hergehen der Personen und Güter verschafft den Altorfern insbesondere sehr beträchtlichen Gewinn. Die Straße sowohl auf der nördlichen als südlichen Seite dieses ungeheuren Berges steht unter der Hoheit des Kantons, und so müssen fast alle Waaren durch die Hände der Urner. Man rechnet, daß im Durchschnitt zwischen 1000 und 1200 Saumrosse täglich mit Fortbringen der Güter beschäftigt sind, die in Altorf ankommen und von

*) Diese berühmte Straße nimmt am Stäg, einem Dorfe 3 Stunden von hier, ihren Anfang.

da abgehen *). Auf dem Gotthard sind verschiedene Zölle angebracht, die der Republik ansehnliche Einkünfte bringen. Von dieser wichtigen Nahrungsquelle und von dem Ertrag der übrigen Erwerbsmittel des Kantons muß man auch wieder abnehmen, was für italienische Weine, Getreide, Salz, Tabak, Kaffee, Brantwein, Kleidungsstücke und andere Bedürfnisse und Nichtbedürfnisse jährlich aus dem Lande gehet, welches eine gar nicht unbeträchtliche Summe wegnimmt. Wie mir einige Sachverständige Urner versichert haben, soll die Ballanz am Ende des Jahrs nur selten zum Vortheil des Kantons ausschlagen. Daher trifft man auch nur wenig reiche Urner. Man könnte durch strengere Gesetze die Ein-

**) Diefs ist die gewöhnliche Schätzung. Ich habe aber während meines Aufenthalts in Altorf nicht die Hälfte dieser Anzahl bemerkt.*

fuhr verschiedener der obigen Artikel freilich erschweren oder wohl ganz verhindern. Aber man fürchtet den Despotismus des Reichthums, und man will lieber arbeitsame bemittelte Bürger haben, als stolze in Gold schwimmende Nabobs.

Ich habe den Gotthardsberg erstiegen, und habe den Kapuzinern einen Besuch abgestattet, bei denen man gut aufgenommen wird. Aber die Wanderschaft nach diesem Hospitium ist höchst beschwerlich. Die Urner rechnen es acht gute Stunden, ich sage Ihnen aber, es sind acht schlimme Stunden, die man beständig bergan steigen muß. Die wenigen Dörfer und Häuser, die man Anfangs trifft, verlieren sich gar bald, und man findet sich auf einmal getrennt, losgerissen von allem, was lebt und webt. Kein athmendes Geschöpf, keine Pflanze, kein Baum. Man steht ganz allein da in ei-

ner Wüste von Felsen und Wasser. Unermessliche fächerlich hangende Klippen füllen das nach sanftere beruhigendere Gegenstände herumirrende Auge; das Geheule tobender Sturmwinde, das Gebrülle stürzender Wasserfälle betäuben das Ohr. So kommt man endlich auf die Teufelsbrücke. Ihr Name ist ein kräftiger Vorwurf für die Unwissenheit und Trägheit der Menschen, die alles, was ihnen schwer oder unmöglich scheint, dem lieben Gott heimschreiben, oder dem Tausendkünstler, dem Teufel, aufbürden wollen. Das wüthende Herabstürzen der Reufs, oberhalb der Brücke, bildet hier ungeheure Staubwolken von Wasser, unter welchen man ganz vergraben wird. — Ich habe in Lucern einen Engländer getroffen, der mir erzählte, er habe sich über die Teufelsbrücke tragen lassen, und habe — wie er in allem Ernst versicherte — die ganze Zeit, da es dar-

über ging — geschlafen, ohne von all diesem schrecklichen Getöse das Geringste vernommen zu haben. — Wenn es wahr ist, woran ich sehr zweifle, so kann dieß doch unter allen Erdensöhnen wohl nur ein Engländer, in the height of english phlegm. — Drei bis vierhundert steile Schritte von dieser Brücke ist das Urner Loch, und die übrigen Merkwürdigkeiten, die einem für das beschwerliche Klettern und Klimmen schadlos halten sollen, sind Ihnen aus andern Beschreibungen ja schon bekannt genug. Ich will also Ihre und meine Zeit nicht verschwenden, und Ihnen lieber noch etwas Weniges über Altorf sagen, eh' ich meinen Stab weiter setze. —

Heiliger konnte nicht den Griechen ihr Palladium seyn, als den Urnern die Denkmale ihres Tells. Man dürfte eher und mit weit weniger Gefahr die unleugbaren Wunder des heiligen Vin-

cenzenz, des heiligen Veits, der heiligen Ursel verdächtig oder gar lächerlich machen, als die in manchem Betracht fabelhaften Erzählungen von dem Helden ihrer Revolution in Zweifel ziehen. Neben dem Rathhause ist ein Thurm, auf welchem die Geschichte des Apfels gemalt ist. Man hält diesen Platz wirklich für die Stelle, wo Tells Sohn gestanden haben soll. Wilhelm Tell spannt seinen Bogen, und der Pfeil bleibt in dem Apfel über dem Kopfe des Knaben stecken. Der grausame Gefsler steht daneben und weidet sich an dem Anblick dieses barbarischen Schauspiels. An der Stelle, wo der Vater stand, finden Sie einen Brunnen, den man den Tellbrunnen nennt. Was auch die Schweizer dabei empfinden mögen, ich kann eben nicht sagen, daß die groben Bilder unwahrscheinlicher und im Grunde nichts sagen, der Traditionen am geschiktesten wären,

grofse Regungen hervorzubringen. — Gehen Sie eine halbe Stunde von hier, so kommen Sie nach Bürglen, einem ziemlich grofsen Pfarrdorfe, das man für den Geburtsort Tells ausgiebt. An der Stelle des Hauses, wo Tell gewohnt haben soll, steht eine Capelle, die man die Tellen-Capelle nennt, wo die ächten Freiheitsmänner sich gern versammeln, und sich den Erinnerungen ihrer erkämpften Siege mit enthusiastischem Feuer überlassen. Das möchte immer geschehen. Aber dafs die Bürgler stolz darauf sind, an dem Ort zu wohnen, wo Tell gebohren ist, finden Sie doch wohl lächerlich? Als wenn Tell nicht hätte irgendwo gebohren werden müssen, da er einmal in die Kette der Wesen gehören sollte. — — Und als wenn es eine Schande für die Bürgler wäre, dafs vielleicht schon mancher Schurke in ihrem Dorfe gebohren worden ist. — — —

Diese und einige andere Schwachheiten abgerechnet — die ich einmal in der Folge in einem besondern Gemälde des ganzen schweizerischen Volkes nicht vergessen werde — hat der Urner viel gesunden Menschenverstand, Simplizität und Reinheit der Sitten. Republikaner im höchsten Sinn lieben sie die Freiheit und den Frieden. Wollen weder erobern, noch sich erobern lassen; wollen weder glänzen, noch in Demuth versinken. Sie wollen Menschen seyn; und das ist ja der eigentliche Zweck unsers Daseyns. — Edele, freie, selbstständige Menschen zu seyn, die durch den freien Gebrauch der Vernunft sich über die gemeinern Thiere erheben, die nur dem Willen ihrer Hüter folgen müssen. —

Sieben und zwanzigster Brief.

Glarus.

Der Gastwirth in zu Altorf, in dessen Hause ich abgetreten war, ist wohl das sonderbarste Original, nicht nur im Kanton Uri, sondern — wie ich beinahe mit Gewifsheit behaupten könnte — auch in der kurzen Strecke von Kamtschatka bis Alcovindas. — Betrachten Sie nur diese lange hagere Figur, die Spinnenartigen Beine, das geschmeidige Wesen, das beständige Reiben der beiden langen dürrn Hände, wodurch eine gewisse innere Behaglichkeit und Unruhe zugleich angekündigt wird; — die eingefallene gelbe Wange, das spitzige Kinn, den ewig lächelnden Mund, und

das rollende grüne Auge, das immer bereit scheint, alle Ihre Wünsche aufzufangen, den ausgenommen — daß der Herr Wirth Sie ungeschoren lassen möchte. — Und der unvergleichliche Anzug. Der breite glänzende Schuh, geziert mit der kleinen runden silbernen Schnalle, die grauen Strümpfe, die schwarzen ledernen Beinkleider, die gestreifte Weste, die dem Regenbogen alle seine Farben gestohlen hat, der dunkle stark gebürstete Rok, auf welchem Wolfs- und Hyänenzähne eher, als ein Federchen geduldet würden; — das sparsam gepuderte Haar, von einer Farbe, die sich mit allen vergleichen läßt und keiner gleicht; und das kleine im Nacken sich einquetschende Haarbeutelchen, dessen Schwärze sich dem Purpur nähert. — Sehen Sie, wie er da vor Ihnen steht, der steife stattliche Junggeselle von sieben und vierzig Jahren! Mit der Keuschheits- und Ent-

haltsamkeits-Miene, und mit so erfrorenem Josephs-Wesen, daß Ihnen über und über kalt wird, wenn Sie nur einige Augenblicke in seiner Sphäre athmen. —

Der Herr Wirth hatte mir die Stube angewiesen, in welcher kurz vor mir der Bischof von Derry (Lord Bristol) übernachtet hatte. Ich hatte einige englische Bücher bei mir, die auf dem Tische lagen, und worunter Dryden's Virgil offen vor mir lag, als mein keuscher Gastwirth ins Zimmer trat; und nachdem er einige sehr verschmizte Blicke auf meinen Dryden geworfen hatte, sah er mich mit einer etwas inquisitorischen Miene an, und nach einer kurzen Pause kam er mit folgender Frage hervor: „Ey, Ey, Sie lesen ja da wohl gar Englisch?“ — Wohl gar Englisch? Das ist doch hoffentlich kein Verbrechen in Ihrem Kanton? — „Behüte! Aber mir ist besonders daran gelegen, es zu wissen, ob Sie Englisch

lisch verstehen.“ Sonderbar, dacht' ich bei mir selbst, daß auch mein Bischen Englisch Gelegenheit geben muß, von diesem originellen Wesen geplagt zu werden. — Nun Herr Wirth, wenn Sie es denn wissen müssen, ich verstehe so ein wenig Englisch. „O, das freut mich ungemein! Da haben Sie denn die Güte, mir die Zeilen zu übersetzen, die der englische Bischof vor ein paar Tagen dort an die Mauer geschrieben hat.“ — Ich ging hin, und fand folgendes mit Bleistift an der weißen Wand geschrieben. Zuerst: Pray, look at the Landlord! — (O, betrachtet doch den Gastwirth!) Und dann gleich darunter folgende bekannte Stelle aus dem Milton:

Grace is in all his steps, heaven in his
eyes, and in every gesture,

Dignity and Love. *)

*) Dies ist die schöne Stelle in Milton's *Paradise lost*. Die Entzückung Adam's bei dem

Stellen Sie sich meine Verlegenheit vor, als ich diese Zeilen las und der gute Landlord, der dicht neben mir stand, vor Ungeduld brannte, eine getreue Übersetzung davon zu hören! — Was ich ihm in der Geschwindigkeit gesagt habe, weifs ich izt kaum selbst mehr. Dafs aber meine Übersetzung von dem Original sehr abwich, können Sie sich leicht einbilden. —

Der Bischof von Derry ist ein bekannter grosser Reiser, der auch schon bei Ihnen gewesen seyn mufs. Dies war einmal einer von seinen gescheidten Einfällen. Er hat aber auch öfter welche, die nicht unter diese Klasse gerechnet

Anblik der ersten weiblichen Schönheit. Und um das, was dort von Eva gesagt wird, hier auf den Gastwirth anzuwenden, hat der Bischof die Pronomina her in his, als Grace is in all (her) his steps, verwandelt.

werden können. Als er im vorigen Sommer in Deutschland war, speiste er an der Tafel eines unserer ersten katholischen Fürsten. Es waren mehrere Gäste da, und der Beichtvater des Fürsten — der, man muß es gestehen, ein seltenes Beispiel von christ-katholischer Korpu- lenz ist — speiste auch mit. Schon wäh- rend der ganzen Tafel war dieser dicke Geistliche der Gegenstand des Spottes des irländischen Bischofs. Und als end- lich der starke Wein, den er mit engli- scher Liberalität und with irish boldness zu sich nahm, seine Wirkung äußerte, rief er seinem gegen über sitzenden Freunde zu: Guarda questa Bestia quadrata! — Dabei sah er dem Beicht- vater starr ins Gesicht; und war so laut, daß der Fürst, die anwesenden Gä- ste und der Beichtvater diese Ungezo- genheiten deutlich hören mußten. Und was war der Erfolg? Man ignorirte den

Vorfall; und Lord Bristol trank noch herzhafter als vorher. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen in einem meiner vorigen Briefe über die Engländer in Deutschland gesagt habe. — — Ich habe diesen genialischen Bischof auf meinen Reisen sehr oft getroffen, und in einer Unterredung, die wir einst über die Mathematik hatten, wollte er dieser Wissenschaft allen Nutzen absprechen. „Ihm schien ein Schuhflicker ein nützlicheres Geschöpf, als der erste Mathematiker; und er wisse nicht, was Newton, Bernoulli, Euler der Welt eben genutzt haben?“ — Wäre es nicht billig gewesen, ihn hier zu fragen: Was denn die englischen Bischöfe der Welt nützen? —

Nun auch einmal etwas von Glarus! Der Hauptort des Kantons ist eben von keiner Bedeutung, und hat nichts Anziehendes. Es sey denn, daß der grofse weit erschollene Ruf, in welchem die

Hexen hier stehen *), die Aufmerksamkeit des Fremden reizen möchte. — Der Kanton ist der achte im Rang, enthält 31 Quadratmeilen, und zählt nicht mehr als 15,000 Menschen, welches eine schwache Bevölkerung ist. Der Staat ist in 15 Tagwen, wie man es hier nennt, eingetheilt. Zwei bis drei Ortschaften gehören zu einem Tagwen. Die Bürger in diesen Distrikten heißen Tagwen-Männer. Die Religion ist vermischt; theils katholisch und theils reformirt. Bei weitem der größte Theil der Einwohner aber ist der reformirten Religion zugethan. Die Verfassung ist demokratisch. Aber diese Demokratie ist eben keine der reinsten. Die höchste Gewalt steht zwar auch bei der Landsgemeinde, welche sich jährlich öffentlich

*) S. Ueber die Schweiz und die Schweizer. Erster Theil. S. 76 u. 77.

versammelt; aber die Stimme des Volks wird hier nur wenig gehört. Auch werden die Landes-Häupter nicht hier, sondern acht Tage vorher, von den besondern Landsgemeinden jeder Religion gewählt. Überhaupt merkt man es sehr deutlich, daß der Handelsgeist, der Reichtum und der Luxus sehr stark an der Freiheit des Volkes nagen. Die Aristokraten sind gewohnt, alles für Deklamation auszugeben, was wider ihr System spricht. Man rede noch so mäßig, so ist man ein Enragé. Man folge noch so getreu der Wahrheit, so ist man partheiisch. Man liebe noch so warm, noch so aufrichtig seine Mitmenschen und sein Vaterland, so muß man ein Verräther an beiden seyn. Ich bin nicht Willens, mich auf dergleichen Kontroverse einzulassen. Denn ich weiß, jene gestrengen Herren haben immer Recht; oder wollen es wenigstens haben; auch selbst

dann noch, wenn das Erkenntniß ihres beinahe allgemein anerkannten Unrechts, sie für neue Irrthümer hüten könnte. — Es bedarf auch da weiter keiner besondern Deklamation. Die Sache läßt sich mit wenig Worten fassen. Völker, die ihre eigene Souveränität fühlen und üben, sind frei. Völker, die dieses Gefühl nicht haben, nicht haben dürfen, und die von Einem oder Mehrern eigenmächtig beherrscht werden, sind Sklaven.

Die Bewohner des Kanton Glarus gehören weder zu der einen noch zu der andern Gattung. Aber der Despotismus des Reichthums spukt sehr stark unter diesen Republikanern. Und schon aus dem häufigen und hitzigen Widerspruch, den diejenigen gefunden, die über die fehlerhafte Regierung dieses Staats und über die Entnervung seiner Bewohner

geschrieben haben *) läßt sich wohl vermuthen, daß die Sache nicht ganz ohne Grund seyn muß. Denn das ganz Ungegründete wird selten, noch weniger aber mit solcher Wärme widersprochen. — Es herrscht hier eine Betriebsamkeit und ein Geldgeiz, die den Kanton würdigen, zu dem Rang der ersten aristokratischen Kantone emporgehoben zu werden. Man kann die Glarner ein spinnendes und webendes Volk nennen. Alles spinnt und webt, was nur Hände hat. Man holt die Baumwolle aus Venedig, und verkauft das Garn und das Zeug in Appenzell, St. Gallen und Zürich. Man handelt mit eigenen und ausländischen Produkten; zu Hause und in der Fremde. Der Käse ist ein Hauptartikel, und er wird mit beispiellosem Eifer fast über

*) *Wie z. B. Herr Ramond, Coxe's Uebersetzer.*

ganz Europa verbreitet. Wem ist nicht der grüne Schabzüger Käse bekannt? Er ist das Produkt des Kantons Glarus. Dabei werden diese Dinge nicht nur merkantilisch, sondern auch wissenschaftlich behandelt. Die gelehrten Federn werden in Bewegung gesetzt, die Wunderkraft der Glarner Käse zu beschreiben. Und ein hiesiger Gelehrter hat eine tief gedachte Dissertation über den grünen Schabzüger geschrieben. — Sie heist: Specimen ... de Caseo Glaronensium rasili, viridi etc. etc. *) Mit alledem fehlt es dem Kanton an Getreide, an Wein, an Salz und anderen nothwendigen Bedürfnissen, die aus Schwaben, aus Italien und aus dem Elsaß gezogen werden müssen. Die Viehzucht wird mit grossem Nutzen getrieben; aber immer hat man hier noch Gemein-

*) Gedruckt zu Basel, 1755.

weiden; immer will man noch nicht einsehen, daß sie weit einträglicher und nützlicher werden könnten, wenn sie vertheilt würden. Sie wissen ja schon, wie sehr die Schweizer von der Gewohnheit, von dem alten Herkommen tyrannisirt werden. Man unterläßt das Gute — wenn man es auch dafür erkennt — weil man es nie gethan hat; und behält das Mindergute — allenfalls das Schlimme und Lächerliche — weil man es von je her gethan hat. — Daher findet auch das Ausmerzen und Ausrotten alter Vorurtheile und Lächerlichkeiten so unüberwindlichen Widerstand, und das Befördern derselben so lebhaften Beifall und Unterstützung. —

Der unersättliche Geldgeiz der Glarner hat eine allgemeine Bestechbarkeit durch das ganze Volk erzeugt. Die vornehmsten Staatsbedienungen werden so ziemlich für den höchsten Preis losgeschlagen.

Der Meistbietende ist der Weiseste. —
Zwar muß bei den jährlichen Wahlen
der ganze Rath einen Eid schwören,
„dafs er sich in seinen Amtspflichten von
aller Mieth und Gaben frei wisse;“ *)
und die gesammten Landleute müssen
schwören, „dafs sie in ihren Wahlen und
in Besetzung aller Aemter, frei von al-
ler Bestechung seyen.“ **) Aber Sie wis-
sen schon, was das heifst, wenn der ehr-
liche Mann schwören muß — dafs er
ein ehrlicher Mann sey. — Wo man
solche Gesetze trifft, ist die Korruption,
die Verderbtheit der Sitten, der Mangel
an Gemeingeist, an öffentlichem Glauben,
nicht mehr in ihrem Beginnen. Auch
wird neben diesem Eide die bekannte
Auflage noch immer beibehalten. Die-
se Auflage ist eine öffentliche

*) Nach einer Verordnung von 1750.

**) Nach einer Verordnung von 1760.

Schätzung, wie viel derjenige, der ein Amt, eine Landvogtei, oder die Erlaubniss zu Errichtung einer Kompagnie in fremde Kriegsdienste erhält, der Landgemeinde oder den Tagwen bezahlen muß; dafür, daß sie ihm dieses Amt, diese Erlaubniss bewilligt haben. Und der Erwählte zahlt den bedungenen Preis nicht einmal in den öffentlichen Schatz, sondern in die Hände seiner freien Wahlmänner. *).

Wenn Sie selbst in diesem Alpenlande, eine der bergigsten Gegenden, eine Gegend voll der schrecklichsten ungeheuersten Gebirge sehen wollen, so müssen Sie den Kanton Glarus besuchen. Die beiden Thäler, die den ganzen Kanton ausmachen, sind wegen ihrer Berge berühmt genug. In dem kleinen Thal haben Sie das große Schiefergebirge, den

* *) Fäsi, Coxé und Andere.

Blattenberg, wo eine Menge Schreib-
tafeln und Tischblätter gebrochen wer-
den. Die fürchterlichsten Gebirge finden
Sie aber in dem grossen Thal. Die
ganze Strecke von Linth bis Sernft ist
eine fast ununterbrochene Reihe von
Bergmassen, und das Ganze nennt man
den Freiberg. Hier giebt es die mei-
sten und besten Gemen in der ganzen
Eidgenossenschaft. Der Staat hält eigene
Freibergs-Schützen, die verbunden
sind jedem Landmanne — wenn er dar-
um nachsucht — auf seine Hochzeit zwei
Gemen zu schießen. Dafür darf aber
ausser den Freiberg-Schützen, auch
Niemand auf dem Freiberge Gemen
jagen. — Eine andere Merkwürdigkeit
dieses Kantons sind die vielen Wasser-
fälle, unter denen ich Ihnen nur den
Dornhausbach in der Gegend von
Diefsbach, und den Fletschbach, der
aus den Clarider Alpen herkommt, nen-

nen will. Der Leztere hat mir besonders gefallen. Er gewährt in manchem Betracht ein prächtigeres Schauspiel, als der Wasserfall bei Schafhausen.

Die Bewohner dieses Kantons sind stolz auf die Thaten ihrer Vorfahren; welches diesen Thatenreichen Vorfahren freilich mehr zur Ehre gereicht, als ihren erschlaften Nachkömmlingen. Ein jeder erzählt Ihnen hier die Wunder der Tapferkeit zu Näfels und Wesen. Wie zu Näfels im Jahr 1388 drei hundert Glarner, gleich jenen drei hundert Spartanern des Leonidas, mit einem unbesiegbaren Muth kämpften, und wie sie und funfzig Schweizer, ein Heer von nicht weniger als funfzehn tausend Östreichern schlugen, und das Vaterland retteten. Wie zu Wesen die Eidgenossen zehnmal geschlagen wurden, zehnmal sich wieder sammelten; und wie sie das eilfte mal einen hartnäckigen, blutigen

Sieg erfochten. In diesen Gegenden findet man Kapellen und andere Denkmale, die das Andenken dieser Thaten erhalten sollen. Die Einwohner ziehen jährlich in feierlichen Prozessionen dahin, und ich wollte es Keinem rathen, etwas wider diese politische Frömmigkeit einzuwenden. Es ist angenehm, die Begeisterung zu bemerken, womit die Glarner von dem Heldenmuth ihrer Väter sprechen. Wenn man sich aber nach den Verhältnissen dieser begeisterten Redner erkundigt, so geht freilich von dem gemachten Eindruck viel verlohren, wenn man erfahren muß, daß der eine Stallthür-Hüter zu Rom, der andere Musketier in Sardinien, und der dritte Trommelschläger in Neapel war. — Man könnte wohl zehn gegen eins wetten, daß dreimal drei hundert von diesen Helden nicht hinreichen würden, einen Sieg wie den zu Näfels zu bewirken. —

So bemerken wir ein beständiges Sinken und Steigen, im Einzelnen wie im Ganzen; in Glarus, wie in der stolzen Kaiserstadt an der Newa. So erheben sich Völker aus der Unterjochung empor zur Freiheit; und so sinken sie wieder allmählig von der theuer errungenen Freiheit hinab zur Sklaverei. Und was man mir auch von Karthago und Athen sagen mag, die den Handel beförderten und dabei ihre Tapferkeit behielten; so kann ich mich doch nicht überzeugen, daß der Geiz nach Gold, der Handelsgeist und der Luxus, eben als sehr günstige Beweise von dem Muth, der Tugend, der Einfachheit und Reinheit der Sitten ächter Republikaner angesehen werden können.

Acht und zwanzigster Brief.

*Herisau,
im Kanton Appenzell.*

Der Kanton Appenzell ist der dreizehnte, und also der letzte im Rang der Eidgenossenschaft. Aber obgleich der letzte, darum mir nicht der Mindergeliebte. Hier haben Sie einen Staat von 10 Quadratmeilen, von mehr als 50,000 Menschen bewohnt. Welch eine Bevölkerung! Aber sie ist in dem Genusse der höchsten bürgerlichen und politischen Freiheit, in der Entfernung alles Zwanges im Staat wie in der Kirche, in der unbeschränkten Zunftfreien Ausübung al-

ler Handwerke und Nahrungsmittel, und in der weisen und glüklichen Verfassung des Landes gegründet. Der Appenzeller ist unstreitig der freieste Mann in der ganzen Schweiz. Er darf alles thun, was seinem Nachbar nicht schadet. Er kann alle Gewerbe, alle Handwerke treiben. Man kennt hier weder Zünfte, noch Abgaben, noch Zehnten, noch Zölle. Alles ist frei, gesäubert von aller Last und Bedrückung. Was er gewinnt, ist sein; und was sein ist, kann er ganz und ungestört geniefsen. Glükliches Volk! Die Bedürfnisse des Menschen sind gering; ihr Genufs ist kurz. Wer also in der kurzen Zeit, von dem Wenigen am Meisten geniefst, ist weise. Wer es ohne Laster und mit innerer Ruhe geniefst, ist glüklich. Wer es nach seiner eigenen Willkühr geniefst, ist frei. Und das ist der Appenzeller. Dies ist das Volk von welchem Bodmer sagt:

Es hält so eifrig auf die Rechte der
Freiheit,
Dafs selbst sein Freund es übel mit ihm
verderbte,
Der eine Bürd' ihm ungebeten vom
Nacken
Zu wälzen gedächte. —

In dem ganzen Kanton finden Sie keine Stadt. Kaum eigentliche Flecken und Dörfer, deren man nur einige wenige trifft. *) Die übrigen Häuser stehen einzeln, und sind so zerstreut und so willkürlich unter einander gebaut, dafs sie die ganze Landschaft bedecken, ohne ein gezwungenes Ganzes zu machen. Man darf nicht erst eine beschwerliche Wanderschaft von mehrern Meilen machen, sich durch leere, wüste Heiden und einsame, ermüdende Pfade winden, um von einer stolzen Stadt zur andern zu kom-

*) Von Herisau werde ich weiter unten reden.

men. Wo man hinblickt, sieht man die Wohnungen dieser Glücklichen. Die meisten dieser Häuser sind von Holz. Aber sie haben alles, was man wünschen kann. Reinlichkeit und Bequemlichkeit; und zu diesen gesellt sich noch eine dritte Gefährtin — Zufriedenheit. An den reizendsten Hügeln, auf Anhöhen, die die fröhliche Landschaft beherrschen, liegen sie, diese Wohnungen der Freiheit und des Friedens. Jedes Haus liegt in der Mitte seiner Ländereien, hat seinen ganzen Reichthum um und neben sich. Jedes Haus ist ein Königreich. Nur mit dem Unterschied, daß der Besitzer hier weit reicher und glücklicher ist, als die Beherrscher großer Reiche, mit dem Haupt gedrückt von der goldenen Last, und dem Herzen verschlossen und erkaltet gegen die Freuden des Menschen.

Schönere Aussichten, entzückendere Gegenden kann man nirgends finden, als

in diesem Kanton. Wenn Sie einmal hieher kommen, so besuchen Sie vor allen Dingen den schönsten Flek in der ganzen Schweiz, den Vögeli's Eck. Die Natur hat hier alle Reize verschwendet, und die Geschichte hat diesen Flek dadurch, daß die Kämpfer der Freiheit hier die erste Schlacht wider ihre Unterdrücker hielten, geheiligt. Dann machen Sie sich nach dem Kronberg, dem Rosenberg, und überhaupt wohin Sie wollen. Sie werden überall Schönheiten entdecken. Dabei ist das Land mit allen seinen Bergen und Hügeln sehr fruchtbar. Die Südwestlichen Felsen, die vom Schnee nie leer werden, ausgenommen, werden alle übrigen Berge zur Viehzucht und zum Graswachse mit ebenso vielem Fleiß als Vorthail genutzt. Man baut auch Wein — der nicht viel taugt — Getreide und andere Früchte. Man verfertigt Kattune, Musseline und

Leinwand; ist in mancherlei mechanischen Künsten und Handwerken Meister, und unter den Schweizern giebt es kein erfindsameres, thätigeres Volk, als die Appenzeller.

Dieser Kanton, der in der Eidgenossenschaft Einen Staat ausmacht, kann in Rücksicht auf sich selbst nicht anders als zwei ganz verschiedene Staaten angesehen werden. Die Religion hat, nach langem Hader, nach vielen im heftigsten Streit vollbrachten Jahren, diese Trennung endlich bewürkt. Sie erfolgte im Jahr 1597. Und seitdem ist der Kanton in den Inner Roden und Ausser Roden eingetheilt. Die Inner Roden sind katholisch, die Ausser Roden reformirt. Diese Trennung war aber in gewissem Betracht der Grund zu einer ewigen Vereinigung. Denn obgleich jeder Theil seine eigene Landsgemeinde, seine eigenen Gesetze hat, so weit es

die innern eigenen Angelegenheiten betrifft, so ist doch die Grundverfassung für beide Roden die nehmliche; d. h. eine reine Demokratie. Die jährlichen Landsgemeinden werden, wie in allen übrigen demokratischen Kantonen, öffentlich gehalten. Die von Inner Roden zu Appenzell, und die von Ausser Roden zu Trogen. Da man hier keine Städte hat, und alles auf dem Lande lebt, so heisst der Bürger Landmann; und das Bürgerrecht Landrecht. Alle Landmänner über 16 Jahre müssen den Landsgemeinden beiwohnen. Die Wahlen geschehen frei, und ohne alle Wahlkünste, Bestechungen und Familien-Einfluss, durch die Mehrheit der Stimmen. Die Mehrheit wird durch Aufhebung der Hände angedeutet. Die Anrede des Landmanns an das Volk, bei der Wahl eines jeden Beamten, ist sehr einfach, und klingt in dem schmuk-

losen Appenzeller Dialekt noch traulicher. Wie gefällt Ihnen zum Beispiel folgende Harangue? „Welchem wohlgefällt, dafs Jakob Ott uf das hürig Jahr üwer (euer) Landammann sy (sey), der heb sin Hand uf!“ — Dann hebt ein jeder Landmann — dem es wohlgefällt — sin Hand uf, und wenn diese Hände die Mehrheit ausmachen, so ist Jakob Ott uf das hürig Jahr Landammann. Die wählenden Landmänner erscheinen mit ihrem Seitengewehr bewafnet, und sie kommen, nicht um Landeshäupter, sondern — wie sie es weit richtiger und angemessener nennen — um Amt-Leute zu wählen. Nachdem diese Wahlen geschehen sind, werden auch alle übrigen Angelegenheiten, die das gemeine Wohl betreffen, öffentlich abgehandelt. Und es kann nichts unternommen werden, wobei nicht die Stimme des Volks ge-

hört werden, und den Ausschlag geben muß.

Ich darf Ihnen wohl nicht erst sagen, daß die Reformirten dieses Kantons bei weitem die Erfindsamsten, Fleißigsten, Thätigsten und Wohlhabendsten sind. Es müßte besonders zugehen, wenn diese Bemerkung gerade in Appenzell weniger statt haben sollte, als in allen übrigen Gegenden, wo man diese beiden Religionsverwandten beisammen trifft. Im Bethen kann die Ursache aber nicht allein liegen. Denn es gibt Katholiken, die wenig bethen und doch nicht arbeiten. Es kann seyn, daß die Pfaffen in so weit dazu beitragen, indem sie dem gemeinen Mann weiß machen, daß er immer reicher wird, je ärmer er wird. Das heißt: jemehr er der Kirche gibt, jemehr hat er zu empfangen. Daß auf diese Weise eine Geringschätzung der Güter dieser Erde entsteht, und die Begierde, sie durch

Arbeit zu gewinnen, nach und nach erschlaft. Denn freilich wäre nach diesen Begriffen der Aermste der Reichste. Und der fromme Christ, der einmal geplündert wäre, hätte seinen Zweck, für seine künftige Glückseligkeit gesorgt zu haben, erreicht; und könnte nun der gewissen Seligkeit seines neuen verherrlichten Lebens in frommer Unthätigkeit entgegen träumen. — — Die Inner Roden, die von den Katholiken bewohnt werden, umfassen einen Flächenraum von etwa 3 Q. Meilen, und zählen 10 bis 12000 Menschen. Die Reformirten in den Auser Roden hingegen zählen auf einen Umfang von 7 Q. Meilen über 40,000 Menschen, Welch ein merklicher Unterschied in der Bevölkerung!

Es ist eine Simplizität in den Bewohnern dieses Kantons, die mir sehr wohl gefällt. Das freundliche vertrauliche Du, welches der Appenzeller auch gegen

Fremde gebraucht, hat etwas sehr Anziehendes. Und ich weiß nicht, wie es Menschen geben kann, die diese guten Leute grob schelten können, weil sie durch eine lächerliche ekelhafte Höflichkeit nicht an Kopf und Herz erkranken wollen. Nicht nur gewisse ausländische Schriftsteller, die diesen Kanton bereist haben, und die durch alles verwirrt werden, was sich nicht mit ihrer schulmäßigen Decenz verträgt, haben sich berechtigt gehalten, die Bewohner dieses Kantons als roh und ungesittet zu verleumden; sondern die Schweizer selbst, die in den verfeinertern aristokratischen Kantonen sich in ihrer vermeintlichen Aufklärung eben so sehr über die Appenzeller erhaben dünken, als die Appenzeller über ihre minder freien Eidgenossen wirklich erhaben sind; auch diese Schweizer selbst reden wegwerfend und herabwürdigend von ihren

Brüdern. Sie sind ihnen zu frei und zu arm. Und doch haben die biedern Landmänner von Appenzell mehr Tugend in ihren Hütten, mehr Weisheit in ihren Volksversammlungen, als die Excellenzen der ersten Kantone in ihren Pallästen und in ihren Senathäusern. — Ich weiß nicht welches verächtlicher ist, die Wohnungen der Freiheit und der Unschuld zu besuchen, und der Einfalt und Biederkeit eines freien Volkes zu spotten, oder in einem despotisch regierten Lande zu leben, und sich an das Geklirre seiner Ketten zu ergötzen? Gewöhnlich findet man aber den Hang für beides in der nehmlichen Person. — Das Herz, das in dem einen Lande zur Satire geneigt ist, ist in dem andern Lande offen für die traurigste aller Ergötzlichkeiten. —

Die Appenzeller sind groß, stark und meistens wohlgebaut. Unter den Frauen-

zimmern findet man mit unter auch schöne Gesichter. Dieses Volk lebt ganz sich und den Seinigen. Man ist geliebt, und weiß nicht was es ist, verehrt und gefürchtet zu werden. Sie sind offen gegen Jedermann, und gastfrei gegen Fremde. Und dafs es ihnen an gesunden Menschenverstand und wahrer Aufklärung nicht fehlt, das bürgt die Geschichte; und das kann auch noch heut zu Tage ein jeder bemerken, der sich nicht scheut mit diesem Volke vertrauter zu werden. Der Vorfall mit der Heirath des Landammanns verdient bei dieser Gelegenheit erwähnt zu werden. Ein Landammann zu Appenzell wollte sich mit einer Person ehelich verbinden, die er nach den Gesetzen der katholischen Kirche nicht heurathen durfte. Der Landamman schickte also den festgesetzten Preis nach Rom, kaufte eine Dispensation, und wurde kopulirt. Hierauf wurde eine Landsge-

meinde gehalten, und von dem versammelten Volke erkannt: „Dafs das, was dem Landammann umbs Geld bewilligt worden und recht sey, fürhin jedem Landmann (Bürger) auch ohne Geld erlaubt syn soll. — Noch merkwürdiger ist es, wie sich die Appenzeller durch einen ähnlichen Volksschluss aus dem päpstlichen Bann votirt haben. Im Jahr 1417 machte Abt Heinrich IV. allerlei Forderungen an die Appenzeller, die diese auf ihre gewöhnliche lakonische und männliche Weise verwarfen. Nachdem der Abt die Vermittelung der Eidgenossenschaft vergebens angerufen, nachdem er alle irdischen Mittel vergebens versucht hatte, nahm er seine Zuflucht zum Himmel. Der Papst Martin liess das ganze Land Appenzell in den Bann erklären. — Was thaten die Appenzeller. Sie beriefen eine Landsgemeinde, und machten darin fol-

genden Schluss: „Die Appenzeller Landmänner wollen nit in dem Ding (dem Bann) syn, wyl es unrecht sy.“ — Und so verlor der Bann seine Kraft. —

Es kann kein Volk in der Welt ein reineres höheres Gefühl für seine Freiheit haben, als die Appenzeller. Der Beamte, der die geringste Miene zur Bedrückung, oder irgend einen Vorschlag macht, der die Rechte des Volks auf die allerentfernteste Weise kränken könnte, ist gewiss, daß er bei der nächsten Landsgemeinde seines Amts entsetzt und nie wieder gewählt wird. Von ganz gemeinen Arbeitern, die dann und wann nach dem Kanton Zürich zu gehen pflegten, um in der Erndtezeit mit Schneiden und Einsammeln des Getreides ein Tagelohn zu verdienen, erzählt man, daß sie beim Ausschleusen der Zehnt-Garben so verwundert, und als sie ihre Bestimmung

erfahren hatten, so empört waren, daß sie auf der Stelle ihre Arbeit und das Züricher Gebiet verließen, ihr Tagelohn im Stiche ließen, heim in ihre Hütten kehrten, und sich dem Züricher Lande nie wieder näherten. — Und dieses Volk verachtet man wegen seiner Armuth, wegen seines Freiheitssinns, wegen seiner Gradheit und Einfalt? — Wie können die Schweizer einen Blick in ihre Geschichte werfen und nicht vor Scham erröthen, wenn sie die Thaten dieses von ihnen verachteten Volkes lesen? War nicht ein freier Mann seyn und ein Appenzeller Mann seyn einerlei? Und ist dieß nicht noch auf den heutigen Tag eben so? Der Appenzeller begnügt sich nicht mit dem bloßen Gedanken an die Thaten seiner Vorfahren. Er bestrebt sich auch durch Tugend, durch Mäßigkeit, durch den aufrechten Wandel eines freien Mannes, das Andenken seiner

ner

ner Väter zu ehren. Er würde noch einmal bereit seyn, „sein Land in seinen Kirchhof zu verwandeln, zu sterben, oder zu genesen!“ *) wenn ein fremder oder einheimischer Feind ihm seine Freiheit rauben wollte. Wie mehrere Beispiele in den neuern Zeiten, besonders das vom Jahr 1732, wo die Partheien schon zu den Waffen gegriffen hatten, und schon gegen einander angezogen waren, beweisen mögen.

Wenn man sich aber auch nur an einige der Grausamkeiten erinnert, die in ältern Zeiten die despotischen Beherrscher dieses Landes, besonders im Kan-

*) Der grausame Cuno von Stauffen, Abt zu St. Gallen, rückte im Jahr 1403 ins Appenzeller Land, und drohte alles zu verheeren. Die tapfern Appenzeller, obgleich weit geringer an der Zahl, ließen dem Abt sagen: Ihr Land sey ihr Kirchhof; in ihren Gränzen wollen sie sterben, oder genesen! —

ton Appenzell ausübten, so ist es kein Wunder, daß die Appenzeller nicht nur in jenen Zeiten alles gewagt haben, sich der Gewalt ihrer Tyrannen zu entreißen; sondern daß sie auch noch auf den heutigen Tag an den Zustand der Unterwerfung nicht ohne Schauder denken können. Wenn man sich erinnert, daß die Zollbeamten große grimmige Hunde hielten, die sie auf die Bauren hezten, die den gefoderten Zoll nicht entrichten wollten — oder noch schreklicher! — nicht entrichten konnten! Wenn man sich erinnert, daß die Amtleute die Leichname aufgraben und ihnen die Todtengewänder abreißen ließen, wenn die hinterbliebenen Freunde zu arm waren, das Mortuarium zu entrichten. — — — Wer wird sich dann noch wundern, daß die Appenzeller ihre Freiheit theurer als ihr Leben halten? Wer wird sich dann noch wundern, daß der arme Schnitter

sein Taglohn vergisst, dem Züricher Boden entrinnt, und seiner freien friedlichen Hütte zueilt, wenn man ihm Zehnt-Garben zeigt, und ihre Bestimmung lehrt? — Wer wird sich dann noch wundern, dass der Appenzeller

— in den Stand des unterthänigen Lebens
Nur einen Schritt gethan mit furchtsamen
Füssen,
Auch den schon bereuet? *)

Der Flecken Herisau ist wegen der vielen schönen Gebäude beinahe einer Stadt ähnlich. Hier werden die feinsten Nesseltücher und Leinwand verfertigt. Schon auf dem Webestuhl kann man ihre Feinheit nicht ohne Bewunderung bemerken. Was mir nicht gefällt, ist, dass auf dem Lande **) die Leinweber gewöhnlich in sehr finstern Stuben und Kellern

*) Bodmer.

**) Besonders in der Gegend von Appenzell.

arbeiten, wo sie eine ungesunde Luft einhauchen, ihre Augen verderben, — woran sie auch in der Folge fast alle sehr leiden — und aus Mangel an Bewegung endlich einen siechen Körper davon tragen. Sie sagen zwar, daß ihre Arbeit eine etwas dicke Luft erfordere, weil in Zimmern, wo die Luft reiner und leichter wäre, der gar feine Flachs und die Baumwolle reißen würden. Das mag seinen Grund haben. Aber ich wünschte doch, daß die Republikaner von Appenzell in bessern Zimmern wohnten. Und wenn sie auch dafür einen etwas gröbern Faden spinnen, ein etwas gröberes Tuch weben sollten. Auch wird diesen fleißigen Webern ihre Arbeit nur sehr schlecht bezahlt. Sie sind auch gewöhnlich weder gut gekleidet, noch gut genährt. Sie leben von grober Kost, und überlassen den Genuß der bessern und aller übrigen Bequemlichkeiten vermuth-

lich Denen, die durch ihre Arbeit reich werden. Sonderbar, daß der Handel, selbst in den reinsten Demokratien, mittelbar diese Art von Despotismus über den gemeinen Mann ausübt, ohne daß er bemerkt wird, und ohne daß er verhindert werden könnte, wenn er auch selbst bemerkt würde. Wenn man auch hier nicht, wie zu Sparta, durch eine gänzliche Untersagung der Künste, des Handels, des Goldes und des Silbers den Bürgern die Mittel sich zu bereichern benehmen wollte; so sehe ich doch nicht ein, warum das Gesetz dem Geiz nicht gewisse Schranken vorschreiben, warum man nicht dafür sorgen kann, daß der arme Arbeiter etwas menschlicher behandelt, und selbst in einem so freien Lande nicht zum Sklaven herabgewürdigt werde?

Doch, ich verlasse izt diesen bekümmernenden Gegenstand, und eile jenem reizenden Hügel zu, wo ich die glücklichern

Feldarbeiter in ihren saubern Häusern, im Schofse der Ihrigen finde. In den Häusern, wo Ruhe und Freude, Friede und Freiheit wohnen. Und wo man über die Thüre eines jeden schreiben könnte: —

Infortunés, retrouvez-y la paix;
Heureux, soyez-le d'avantage! —

Neun und zwanzigster Brief.

St. Gallen.

In meinen Briefen, die ich Ihnen aus den kleinen Kantonen geschrieben habe, werde ich Ihnen wie ein unbeständiger Liebhaber vorgekommen seyn, der von einer Schönen zur andern flattert; der einer Jeden den Vorzug gibt, und Keine für die Vorzüglichste hält; der überall Götinnen findet, und nirgends eine Göttinn. — Wenn dem auch so wäre, so würd' ich Sie doch wenigstens dadurch überzeugen, dafs ich nicht in der Absicht ausgehe, um zu tadeln, sondern das Lobenswürdige, wo ich es finde, gern lobe. Aber neben dieser Überzeugung will ich

auch den Vorwurf der Unbeständigkeit nicht ertragen, weil ich ihn nicht verdiene; und weil jener Vergleich, wenn ich ihn so ruhig hingehen liesse, mich bei den Schönen meines Vaterlandes leicht in schlimmen Ruf bringen könnte. — „Nun, und welche dieser kleinen Republiken ist denn die beste?“ „Doch nicht eine Jede?“ — Nein. Meine Wahl ist bestimmt. — Appenzell für Freiheit und republikanischen Geist. Uri für Tugend, Würde und Bescheidenheit. Glarus für Käse, Hexen und republikanischen Ahnenstolz. Schwyz für Biedersinn und Festigkeit. Zug für den Freiheitssinn des Landvolks. Und — Glarus ausgenommen — für die Tugenden aller übrigen Republiken, die bescheidene, freie, friedliche kleine Republik Gersau!

Die Stadt St. Gallen ist klein, aber niedlich, und gehört mit zu den bessern

Städten der Schweiz. Sie macht eine Republik für sich aus, und ist eine von den zugewandten Ortschaften der Eidgenossenschaft erster Art, die unter dem Nahmen Socii bekannt sind. Die zugewandten Orte zweiter Gattung, wie z. B. das Bisthum Basel, Wallis und andere werden Confoederati Helvetiorum genannt. Es dürften etwa 9000 Menschen in dieser Stadt wohnen. Ihr Fleiß, ihre Erfindsamkeit — nicht Empfindsamkeit, denn diese ist hier nicht zu Hause — ihr ausgebreiteter Handel und ihr Reichthum sind bekannt genug. Die fleißigen St. Galler machen in der That so viele Musseline und so viel Geld, daß außer ihrem Geld und außer ihren Musselinen auch wenig mit ihnen zu machen ist. — Es ist ein ganz eigenes Ding um die Kaufmannsaufklärung. Sie steigt und fällt mit dem Cours ihrer Wechselbriefe. Ehmals, da die St. Galler noch ihren

meisten Handel in Frankreich hatten; ehemals, als man von ihnen die reichsten Etablissements in Lyon, Marseille und andern Städten Frankreichs traf, war hier alles gut französisch. Sitten, Geschmack, Sprache, Ton, Kleidung waren die nehmlichen, wie in und um dem Palais-Royal. Viele junge Leute waren in Frankreich gebohren, und waren mit der Muttersprache ihrer Eltern und Freunde völlig unbekannt. Wenn man in dem Hause eines St. Galler Kaufmanns war, glaubte man bei einem Bankier in der französischen Hauptstadt zu seyn. Izt, da die Revolution der Sache eine andere Wendung gegeben hat, bemerkt man einen sehr auffallenden Hyatus in der Aufklärung der St. Galler Beaumonde. Und man scheint ganz geneigt zu seyn, die Sitten irgend eines Volkes anzunehmen, das die meisten Bedürfnisse der St. Galler Fabrikate hat oder haben will. —

Eben so verhält es sich auch mit den Meinungen über die französische Revolution selbst. Derjenige, der noch heut zu Tage einige tausend Stücke seiner Musseline nach Frankreich schickt, ist für das Schreckenssystem des Robespierre. Derjenige, der nur einige hundert Stücke dahin schickt, vertheidigt den Moderantismus. Und die, welche ihren ganzen französischen Verkehr verlohren haben, sind kräftige Royalisten, und wünschen — ich glaube aufrichtig — der französischen Republik ihre alte Regierungsform wieder zu geben. — Dafs dieses merkantilische Raisonnement auch Einfluß auf Staat und Kirche hat, leidet keinen Zweifel. Von den drei Klassen von Kaufleuten, die ich Ihnen eben genannt habe, haben die meisten Siz und Stimme im Rath. Davon erklärt sich die Erste für ein genaues und freundschaftliches Verständniß mit Frankreich, als das sicherste

Mittel, das Wohl der Stadt St. Gallen zu befördern; die zweite will zwar die Neutralität, aber predigt doch Toleranz gegen die unglücklichen Flüchtlinge; und die dritte bringt Buß- und Bethtage in Vorschlag, zu Beendigung des Krieges und zu Wiederherstellung der Ruhe, u. s. w. — —

Hier ist alles fein in Zünfte eingetheilt; wo denn, wie gewöhnlich, die eine Zunft der Tyrann der andern ist. Es sind so viele ausschließende Privilegia, die man gewissen Gesellschaften über gewisse Zweige der Handlung und des Gewerbs einräumt. In den meisten Staaten ist man von dem Übel der Zünfte überzeugt. In der freien Schweiz werden sie beibehalten. Warum? — weil der alte Brauch sie rechtfertigt. Jede Zunft schickt drei Zunftmeister in den Rath, und sie gehören mit zu den Regenten des Staats. Man hat hier sogar eine

adelige Zunft, oder wie man sie Anstands halber nennt — Gesellschaft. Und obgleich diese Gesellschaft sich keine besondern Rechte anzumaafsen den Schein haben möchte; so wird doch gewöhnlich der Stadt-Ammann aus ihrer Mitte genommen, und die beiden Stadthalter müssen daraus genommen werden. Die Regierung soll hier gemischt, theils aristokratisch und theils demokratisch seyn. Aber sie ist in jedem Betracht nichts anders, als eine völlige Aristokratie, gewürzt mit dem Esprit marchand. Die meisten und wichtigsten Stellen werden ohne Zuziehung des Volks besezt; und von den Staats-Einkünften und Ausgaben, wird keine öffentliche Rechnung abgelegt. Was kann ein freies Volk mehr begehren? — Dabei hat die Kaufmannschaft noch ein eigenes Direktorium, von welchem der Rath in Handlungs-Sachen öfters Gutachten einholt; und das allerlei

Einrichtungen treffen kann, die ihm zu Aufrechthaltung des Handels gut dünken. Und was dünkt dem Eigennuz nicht alles gut? — So wird z. B. der Bleicherlohn jährlich von diesem Direktorium bestimmt, obgleich die Bleichen dem Volke gehören, und auf dessen Kosten erhalten werden. —

In dieser kleinen Stadt finden Sie Sechs Kirchen, und Dreißig Prediger. Wird darum mehr gebethet? Nein. Aber die Kirchen sind nun einmal da, und die Prediger nehmen es nicht übel, wenn man ihre Predigten ungehört läßt. Die große Anzahl von Geistlichen ist noch ein Überbleibsel vom Katholizismus; und so wie zu den Zeiten vor der Reformation, beschäftigt sich die hiesige Geistlichkeit auch noch izt mit der Erziehung der Jugend. Wie wenig eine solche Einrichtung für protestantische Länder paßt, ist bekannt genug. Die katholischen

Geistlichen sind unbeweibt, werden in Klöstern ernährt, haben wenig Pastoral-Geschäfte, und können also die Muse die sie genießen, ihrem Beruf unbeschadet, der Erziehung widmen. Die protestantischen Geistlichen hingegen haben Weib und Kinder, haben Nahrungssorgen und sehr mannichfaltige mühsame Berufs-Geschäfte. Wenn man nun diesen Männern, in ihrer gar nicht beneidenswürdigen Lage, auch noch die Last der Erziehung aufbürden will, so erzeugt man weder der Kirche noch der Jugend dadurch einen Dienst. Beide müssen darunter leiden. Aber das geht in den merkantilischen Staaten nicht anders. Mir ist ein solcher Staat in Deutschland bekannt; wo der Bürgermeister für seinen alten Kutscher, den er nicht mehr auf den Bok brauchen konnte, eine Stelle in der Stadt-Kapelle verlangte. — Und als man Seiner Weisheit vorstellte, dafs

es dem alten Manne an musikalischen Fähigkeiten fehle, um in der Kapelle angestellt zu werden; erwiederte der Herr Bürgermeister sehr bescheidenlich: „er verlange auch nicht, daß sein Kutscher die erste Violine spielen sollte; aber man könne ihm doch wohl eine von den dicken Basgeigen zukommen lassen.“ —

Hier hat man wieder Sitten- und Keuschheits Commissionen, Kleider-Ordnungen und dergleichen seyn sollende republikanische Anordnungen, wie in allen aristokratischen Kantonen. Sonderbar, daß man in den Volks-Kantonen von allen solchen Gesetzen nichts weiß, und daß eben dort am wenigsten dawider gesündigt wird. In einem Staat wie die Stadt St. Gallen, sind aber solche Gesetze ganz und gar unzwelmäßig. Denn die reichen Kaufleute dürfen nur nach ihren Garten-Häusern gehen, so sind sie schon auf Fürstlichem Grund
und

und Boden, und folglich aufser dem Gebiet der Republik, wo ihre Geseze keine Wirkung mehr haben. Aber man ist auch billig; und erlaubt einem jeden, für zwei oder drei hundert Gulden, das eine oder andere dieser Geseze, oder alle, auch auf dem Gebiet der Republik — nach Willkühr zu übertreten. —

„Viel sind der Mummereien auf dem Gerüste des Staates!“ —

Die Kloster- und Stadt-Bibliotheken, die beide äufserst arm in allen Fächern der neuen Literatur sind, enthalten eine Menge alter Handschriften, deren Anzahl man hier jedoch höher angiebt, als sie allem Anschein nach seyn kann. Auch findet man darin viele seltene Bücher, besonders über die eidgenössische Geschichte. Unter den klassischen Werken, deren man einige in sehr vollständigen Ausgaben hat, war es mir sehr überraschend, einen schönen Virgil zu finden,

auf dessen Rand die Mönche geistliche Gesänge geschrieben haben; welches ein lebhaftes Bild von dem Geschmak der Gelehrten jener Zeiten giebt. — Hier können Sie auch, in dreizehn Folio-bänden, die Briefe der ersten deutschen und schweizerischen Reformatoren in ihrer eigenen Handschrift lesen; und in einem Briefe Luther's an Melancton, finden Sie beim Schluss folgende kräftige ächt Lutherische Zeile:

Pestis eram vivus, moriens ero mors
tua, Papa! —

Dafs ein gewisser rüstiger Britte, genannt der Heilige Gallus, im Jahr 630 den frommen Einfall hatte, sich hier eine Zelle und Kapelle zu bauen, sich auf seine eigene Hand zu etabliren, und einige Helvetier und Gallier von den dornigten Krümmungen des Irrthumes abzuziehen, und sie auf die schöne breite Heerstrafse des ächten Glaubens zu lei-

ten, wird Ihnen ja wohl schon bekannt seyn. Nicht weniger, daß dieser rüstige Heilige, des Austrasischen Herzog Siegberts Frau Eheliebste — die an mancherlei Leibes-Schwachheiten gar lang und sehr gelitten — wundersam und glücklich kurirt hatte. Und daß der Herzog — aus Dankbarkeit für die seiner zärtlich geliebten Konsortin geleisteten erspriesslichen Dienste — dem frommen Gallus ein beträchtliches Stük Land schenkte, u. s. w. — In dem Etablissement dieses Heiligen, in seinen Bekehrungen und Kuren, und in den Belohnungen, die ihm seine frommen Werke zuführten, finden Sie den Ursprung der Abtei und des Landes St. Gallen. —

Ich übergehe, als etwas gar zu Bekanntes, was von jenen frommen Zeiten an, bis auf den heutigen Tag, der Aberglaube an seiner Seite, und die Aufklärung an der ihrigen gethan haben, die

Besitzungen dieser Abtei bald zu erweitern, bald einzuschränken; und sage Ihnen nur, daß der jetzige Fürst und Abt zu St. Gallen noch ein ziemlich beträchtliches Land von 16 Quadratmeilen besitzt; daß die Fürstlichen Länder den kleinen kaufmännischen Freistaat der Stadt St. Gallen rings herum einschließen; daß man ihre Volksmenge auf 90,000 Menschen rechnet, die von dem Fürsten fast unumschränkt — aber wie man sagt, doch noch ziemlich mäßig — beherrscht werden. Die Abtei liegt innerhalb den Ringmauern der Stadt; von welcher sie freilich durch eine ziemlich hohe Mauer wieder getrennt ist. Aber nicht in dieser 32 Schuh hohen Mauer, wie die St. Galler sie sehr genau abgemessen haben — sondern in den zwischen dem Abt und verschiedenen protestantischen Kantonen bestehenden Verträgen; in der Nähe und der Eifersucht dieser Kantone,

beruht die Sicherheit der Stadt. Denn der Abt kann 24000 Mann ins Feld stellen, welches — der Mauer ungeachtet — doch noch zu viel für die 9000 Bewohner der Stadt St. Gallen wäre. — In einem Theil der fürstlichen Lande, besonders in der Gegend von Stade, Rorschach u. s. w. findet man viel Kultur, Arbeitsamkeit und Wohlstand. Die Rorschacher besonders sind sehr fleissige, betriebsame Leute. Sie verfertigen sehr gute Leinwand, baumwollene Waaren und andere nützliche Artikel. Und die St. Galler mögen sich nur in Acht nehmen, daß ihnen ihre bescheidenen, aber thätigen, Nachbarn nicht noch einmal den Rang ablaufen. Ich denke, die St. Galler finden ein kräftiges Beispiel von dem Steigen und Sinken ganzer Staaten und Städte in ihrer eigenen Geschichte. — Haben sie ja selbst den Flor ihrer Fabriken, ihre Wichtigkeit und ihren Reich-

thum auf den Untergang einer ehemals blühenden und reichen Stadt, auf dem noch immer schönen, aber gesunkenen und verlassenen Konstanz gebaut! — Was die übrigen zur Abtei gehörigen Landschaften, und besonders die Grafschaft Toggenburg betrifft, so hab' ich dort einen Druk, eine Muthlosigkeit, eine Unterwürfigkeit gefunden, die mich in Erstaunen setzten, und die durch das schöne Kornhaus und Fruchtmagazin, welche der Abt hat zu Rorschach bauen lassen, lange nicht aufgewogen werden. — Überhaupt kann ich mich über diese, freilich gemeinnützige, Anstalt zu Rorschach nicht so übertrieben wundern, als es einige andere Reisende gethan haben. Der Abt hat hier nichts Neues erfunden; er hat dem Beispiel der übrigen Kantone gefolgt. Die Kantone haben nichts Neues erfunden; sie haben die Beispiele der ältesten Republiken, und besonders die der

Römer vor sich. Unter August, und schon vor ihm, hatte die Republik sehr ansehnliche Vorrathshäuser, und das Volk erhielt hier das Getreide, zuerst um einen mäßigen Preis, und zuletzt gar unentgeltlich. Rom hatte eine sehr große Anzahl solcher Magazine, und die öffentlichen Austheilungen geschahen monatlich. Unter Trajan wurde das Getreide in Brod verwandelt; und selbst die Kinder der Bürger, obgleich die Eltern schon ihren Antheil empfangen hatten — waren von diesen Austheilungen nicht ausgeschlossen.

In der Schweiz ist dies nun nicht der Fall; die Kornhäuser sind nur solchen Bürgern offen, die das darin aufgehäufte Getreide um den festgesetzten Preis kaufen, und mit klingender Münze bezahlen können. Und gewiss, in keinem Lande sind diese öffentlichen Fruchthäuser nothwendiger, als in der Schweiz.

Denn da der Boden des Landes die Bedürfnisse seiner Bewohner bei weitem nicht erzeugt, so würde, wenn noch gar die Magazine fehlten, der Mangel gar bald in Hungersnoth, und diese in Empörung ausarten. Wie man nun nach jenen schönen und erhabenen Beispielen der ältesten Republiken, und nach der erwiesenen und allgemein anerkannten Nothwendigkeit einer — wiewohl nur äußerst bescheidenen und eingeschränkten — Nachahmung dieser Anstalten in der Schweiz, noch einen so gewaltigen Windstofs in die Posaune thun kann, wenn einmal ein Fruchthaus zu Rorschach, oder Zürich, oder Bern entdeckt wird; das mögen diejenigen erklären, die dieses Instrument bei dieser, wie bei so vielen andern Gelegenheiten, mit so wunderbarer Fertigkeit zu gebrauchen wissen. —

Seitdem ich in der zu der Abtei gehörigen Landschaft umher wandere, höre ich doch einmal wieder die in andern Ländern üblichen Benennungen von Kriegsrath, Kammerrath u. s. w., welche Titel, so überflüssig sie auch im Ganzen seyn mögen — doch die Verrichtungen der Beamten, denen sie beigelegt werden, einigermaassen bezeichnen. Aber wie äusserst auffallend, sonderbar und lächerlich klingen dagegen die Titel der Staatsbeamten in den Schweizer-Kantonen! Wie gefallen Ihnen z. B. die eleganten Benennungen, Grofsweibel, Kleinweibel, Umgeltner, Heimlicher, Kilchmayer, Lofspfenniger, Stillstehender? Finden Sie diese Titel sonderbar? Nun, so lassen Sie sich noch einen andern sagen, der Ihnen noch sonderbarer vorkommen wird. Und das ist? — — Der Stier von Uri! — Bei gewissen Aufzügen der Gemeinde des Kan-

tons Uri, müssen mehrere Trompeter folgen, die auf langen, mit Silber beschlagenen Hörnern blasen. Der Haupt-Trompeter, welcher das größte Horn bläst, heist der Stier von Uri! — Welch ein bedeutender Titel! — Besonders, wenn er, wie es hier gerade der Fall ist, — einem großen starken Mann zu Theil wird; und in einem Lande wie Uri, wo es eine Menge hübscher junger Mädchen giebt. — Was würde nicht mancher deutsche Fürst darum geben, bei einem einzigen Volksfest einmal das größte silberne Horn blasen zu können! — —

Dreißigster Brief.

Bern.

Noch Einmal will ich sie sehen, die gepriesene Hauptstadt Helvetiens! Es sind nunmehr fünf volle Monden, seitdem ich zuletzt hier war. Und ich finde Les Excellences noch eben so stolz, die Rathsherren noch eben so dik, das Volk noch eben so gebeugt. In den vornehmen Zirkeln wird noch eben so viel gegähnt, die immer wachsamen Regenten haben noch ihre zehn Stunden Schlaf, und die Verdauung geht auch noch gut von statten. Sie wundern sich nicht über diesen erfreulichen Fortgang; aber darüber, daß ich es nicht noch

schlimmer gefunden habe. Nicht wahr? — Aber verzeihen Sie mein Freund, Ihre etwas beißende Bemerkung ist hier nicht an der rechten Stelle. — Die Mißbräuche mancherlei Art haben den höchsten Grad erreicht, und wenn es hier noch um ein Geringes schlimmer würde, so würde es auch besser. — Aber darin liegt eben die Grausamkeit der Aristokratien. Sie quälen das Volk nach gewissen Gesetzen, woran sie sich genau binden. Sie haben die Geduld, ihren Zweck nach und nach zu erpressen. Und da sie sich dabei hüten — wenigstens ungewöhnliche — Excesse zu begehen; so verhindern sie das Lautwerden des Volks, und die Sache geht Jahrhunderte durch ihren ungestörten Gang fort. — Anstatt daß mancher Tyrann, der sich an kein Gesetz binden wollte, eben dadurch der Wohlthäter seines bedrängten Volkes geworden ist.

Denn da er das Schlimme immer schlimmer machen wollte, ist er endlich an das Schlimmste gelangt; und so wie alle Enden sich berühren, zählte auch das Volk, mit diesem letzten Stofs seines Tyrannen, den ersten Tag seiner Befreiung. —

Doch, davon können wir ja zu einer andern Zeit reden. Ich will Ihnen izt etwas weit Unterhaltenderes erzählen. Die Berner haben, wie Sie wissen, ein Hotel de Musique. Darin werden Concerte, Bälle und andere Feten gegeben. Der Plan des Hauses, die Zimmer, die Erleuchtung u. s. w. sind gut. Und was mir noch lieber ist, als alles dieses, die Musik ist gut. Ich habe diesen Tempel schon das vorige mal besucht; und da gestern hier Concert war, so darf ich Ihnen wohl nicht sagen, daß ich auch dabei nicht fehlte. Es wurden einige der schönsten Quartetten von Pleyel und Heyden mit eben so vielem Gefühl als

Kunst executirt; und Cimarosa, Anfossi und Reichhardt wurden durch einige Arien, die gesungen wurden, nicht beleidigt. — So viel von Musik und Gesang; nun auch etwas von den Zuhörern! — Zwar sagt jener unsterbliche Barde:

Music has charms, to sooth the savage
breast,

To soften rocks, and bend the knotted
oak! *)

aber eher könnte man die tobende Brust eines Wilden besänftigen, eher könnte man Felsen erweichen und die Spitze der Eiche zu ihrer Wurzel krümmen, als stille Aufmerksamkeit in diesen Zuhörern erwecken. Es wäre ja nicht vornehm, in einem Concert zu seyn, und nicht überlaut zu schwazen und zu lachen. — Ich floh von einer Stelle zur andern, und fand überall die nehmliche vornehme Ungezogenheit, überall die nehmliche Ar-

*) Shakspeare.

muth an Gefühl für das Grofse, Schöne und Erhabene der Kunst. Possierlich war es, diese beschwerlichen Gäste, am Ende eines jeden Stücks, das gesungen oder gespielt wurde, eben so laut applaudiren zu hören, als man sie während der Execution schwazen und lermen hörte; so dafs ich noch zweifelhaft war, ob man die Kunst der Virtuosen, oder die Unart der Zuhörer beklatschen wollte? — — Dabei haben die Berner noch den sehr überflüssigen, lästigen Gebrauch, bei dieser wie bei andern Gelegenheiten, den Fremden fast beständig zu fragen: Wie ihm dieses, wie ihm jenes gefällt? — Gewöhnlich liegt dann im Ton, Blick und Miene des Fragenden eine ziemlich starke Weisung für die Antwort, die man ihm geben soll. — Wer dieser Weisung folgt, ist ein Mann von Welt, von Einsicht, von Geschmack. Wer sie nicht versteht, nicht verstehen will, ist geschmaklos oder spleenisch. —

Sie haben ohne Zweifel schon oft genug von dem Schatz dieser Republik reden gehört. Er ist allerdings beträchtlich. Demungeachtet war es mir doch nicht so sehr darum zu thun, seinen Werth mit Gewissheit bestimmen zu können. Was liegt auch daran, wie reich dieser Schatz ist; ob er 50 oder 100 Millionen enthält? Hier ist die Frage: Was ist seine Absicht, seine Anwendung? — Was die Absicht und Anwendung der Schätze bei den Griechen und Römern war, ist bekannt genug. Im Innern unbedingten Gehorsam zu erkaufen; im Äußern Usurpationen zu erleichtern, zu befördern. Ob dies auch hier der Fall ist, will ich nicht behaupten. Indessen haben die Lobredner der Republik Bern, die — ohne Zweifel wohlthätigere — Bestimmung des Schazes, zu erwähnen vergessen. — Dafür haben sie ein anderes, sehr wichtiges Talent, in Würdigung

digung der Silberstangen gezeigt, die sie im Schatz entdeckt, und deren jede sie bis auf einige Loth mit dem Auge gewogen haben. — So viel habe ich jedoch erfahren: der Schatz gehört der Regierung, und nicht dem Volk; die Zinsen der ausgeliehenen Kapitalien gehören zu den Einkünften des Staats, und der Bürger hat keinen Antheil daran. Wer ist übrigens so kurzsichtig den Einfluß, den Bern auf die ärmern Kantone hat, nicht zu bemerken? So glänzend auch die Tugenden des Berner Staats seyn mögen, die ihm dieses Übergewicht gewonnen haben könnten; so wird man doch nicht behaupten wollen, daß der Schatz diesem Übergewicht entgegen arbeite? — —

Man klagt hier, nicht ohne Grund, über die Abnahme der Bürgerschaft, die mit jedem Jahre merklicher wird. Der römische Senat glich einst einer Ver-

sammlung von Königen; die Stadt Bern wird mit der Zeit eine Versammlung von Exzellenzen und Patriziern werden. — Wie könnte das bei der Geringschätzung, in welcher alles, was nicht zu dieser erhabenen Gattung gehört, gehalten wird, auch wohl anders seyn? Dabei haben die wenigen Bürger, die noch hier sind, eine allen Glauben übersteigende Trägheit. Und die geringere Anzahl, die hierin eine Ausnahme macht, wird nicht unterstützt. Es ist etwas Gewöhnliches, daß die Patrizier und Vornehmen ihre Handwerker mehrere Jahre auf die Bezahlung ihrer Arbeit warten lassen. Der arme Handwerksmann hat kaum den Muth, den Rückstand in Erwähnung zu bringen, vielweniger die Bezahlung mit Ernst und Nachdruck zu fodern. So lebt er denn so lang' er kann, von dem Seinigen. Und wenn das verzehrt ist, und sein Kredit ihn auch nicht länger erhal-

ten kann, muß er entweder die Stadt verlassen, oder um eine Versorgung in einer Armen-Anstalt bitten. So verlieren sich die hiesigen Bürger nach und nach in der Fremde und in den Spitälern. — Wie weit man entfernt ist, diesem Übel abzuhelpfen, können Sie schon daraus schliessen, daß die Vornehmen die Operation bei sich selbst anfangen müßten; welches ein unerhörtes Beispiel wäre. —

Man hat bei dem hiesigen großen Rath einen ganz sonderbaren Gebrauch, welcher darin besteht, daß die mit Tod abgehenden Mitglieder nicht gleich ersetzt werden. Man läßt wenigstens siebenzig bis achtzig Mitglieder zusammen kommen, und nimmt nur alle zehn Jahre eine Rathsergänzung vor. Schon daraus läßt sich die Nothwendigkeit dieser Herren und die Wichtigkeit ihrer Dienste abnehmen, wenn man ihrer zehn Jahre ent-

behren kann. — Ein bekannter Schriftsteller sagt, „dafs man die Ergänzungen darum so lange verschiebe, um mehrere auf einmal zu erfreuen.“ — Dies klingt doch in der That etwas kindisch. — Wahrscheinlicher ist es wohl, dafs man die Leere darum so sorgfältig beibehält, weil sie die Aristokratie noch mehr befestigen hilft. Übrigens ist es freilich etwas gewagt, achtzig und mehrere Mitglieder auf einmal in den Rath zu bringen; die, wenn sie von entgegengesetzten Grundsätzen wären, leicht eine Revolution im Regiment hervorbringen könnten. Man wird aber auch wohl dafür sorgen, solche Mitglieder zu wählen, die ächte Aristokraten sind, und als getreue Anhänger des herrschenden Systems sich schon bei andern Gelegenheiten hinlänglich ausgezeichnet haben. —

Dieser Rath ist der unbeschränkte Souverain des Staats. Er hat alle Stel-

len unter sich vertheilt, er ist Gesetzgeber und Richter. Er kann Gnadenbezeugungen, Ehrenstellen, Aemter und Würden austheilen, und kann auch seine Unterthanen zur ewigen Gefangenschaft, zur Verbannung, zum Tode verdammen. Er kann Bündnisse schliessen, Krieg und Frieden erklären. Er ist Niemand Rechenschaft schuldig, und er gibt auch Niemand Rechenschaft. Die Landvögte, die aus seiner Mitte genommen werden, stehen unter ihm und müssen ihm Rechnung ablegen. Der kleine Rath, der sich täglich versammelt, und die vorkommenden Geschäfte in Polizei-, Civil- und Criminalfällen verrichtet, wird durch zwei Räthe des grossen Rathes bewacht. Diese beiden Räthe heissen hier Heimliche. Sie wohnen jeder Sitzung des kleinen Rathes bei, und haben keine andere Verrichtung, als darauf Acht zu haben, dass der kleine Rath keine Be-

schlüsse wider den Souverain, den großen Rath, vornimmt. So sehr auch diese Vorsicht in der immer regen Besorgnis und Eifersucht einer solchen Aristokratie, wie die Bernische, gegründet ist; so kann ich doch nicht sagen, daß der Titel Heimlicher eben sehr glücklich gewählt wäre. — Er hat etwas gar zu Mazarinisches, Bastillenartiges. Und da er, wie die amerikanische Rattelschlange durch ihr Geräusch, sich durch seinen Namen ankündigt, so dürfte man — wenn man Beschlüsse wider den Souverain nehmen wollte — sich wahrscheinlich eher für ihn hüten, als herauslassen. — —

Die Einkünfte des großen Rathes bestehen in Zehnden, in Zöllen, in Domainalgütern, im Salzhandel, in Auflagen auf Wein und andere Artikel. Dabei ist er, wie ich Ihnen schon gesagt habe, Besitzer des Schazes und genießt die Zin-

sen der an fremde Nationen geliehenen Kapitalien. Fragen Sie nun: Was denn das Volk ist? — Unterthan. Fragen Sie: Wo seine Stimme ist? Nirgends. Wie die Revolution dieses Staats in frühern Zeiten entstanden ist, wissen Sie. Der Adel hatte das meiste dazu beigetragen. Er benutzte die Schwäche des Oesterreichischen Hauses und entwandte ihm die Herrschaft über die Berner. Nachdem aber auch der Druk des Adels zu schwer wurde, erhoben sich die Patrizier. Sie verdrängten den Adel und bemächtigten sich der Regierung des Volks. Wie viel oder wie wenig das Volk bei diesem letzten Tausch gewonnen habe, läßt sich so leicht nicht bestimmen. Dafs aber die Patrizier dabei nichts verloren haben, läßt sich weit leichter bestimmen, wenn man bemerkt, mit welcher Kunst sie die eroberte Macht verwebt, mit welcher Vorsicht und Ei-

fersucht sie selbige bis izt erhalten haben; und mit welchem Eifer und Entschlossenheit sie diese Gewalt auch für die Zukunft zu behaupten geneigt sind. — —

Sie wissen doch, dass die Engländer, besonders in ihrer Hauptstadt, Debating Societies, oder eigentlicher: Schulen der Beredsamkeit haben, wo über gemeinnützige Gegenstände, am meisten aber über Staatsangelegenheiten öffentlich debattirt wird, und wo sich junge Leute für den Gerichtshof und für das Parlament bilden. — Die Berner haben in ihrer Hauptstadt — etwas Aehnliches? — Nein. Aber sie haben eine sehr verzerrte Nachahmung dieser Beredsamkeitsschulen. Diese Karrikatur heist: der Aufserer Stand. Dieser Aufserer Stand ist nichts anders als eine kindische, höchst zwecklose Nachäffung des grossen Rathes. Eine grosse Anzahl junger Män-

ner besitzen ein Haus, welches sie ihr Rathhaus nennen, kommen hier fast täglich zusammen und spielen großen und kleinen Rath. Anstatt daß man in England mit Kraft, Freimüthigkeit und Anstand über die wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten redet; hält man hier Wahlen, Rathsergänzungen, vergiebt Landvogteien u. s. w. wie im großen Rath; und setzt auch, so wie dort, alle Mittel und Triebwerke in Bewegung, gewisse Wahlen zu befördern, andere zu erschweren. Und das nennt man hier sich zum Staatsmann, zum Regenten bilden! — Der äußere Stand hat seine Schultheissen, Säckelmeister, Pannerherren, Groß- und Kleinweibel, seine eigene Kanzlei und Schreiber, wie nicht weniger sein großes Siegel. Dieses Siegel stellt einen Affen vor, der auf einen Krebs reitet und dabei in einen Spiegel sieht. Die Umschrift heisst: S. Status exterioris Reipu-

blicae Bernensis. Der äufsere Stand hat seine Staatseinkünfte, die jährlich in 28 Batzen (ungefähr 1 Thaler und 8 Groschen) bestehen, auf einen grossen Theil der umliegenden Landschaft vertheilt sind, und mit grosser Mühe, Kosten und Solemnität eingefodert werden. Auch werden hier — damit ich das Nützlichste nicht vergesse — erdichtete Prozesse und sogenannte Causes célèbres abgehandelt, wo das Schwerfällige und Langsame im Gang der Untersuchung, die Kostbarkeit der Gerechtigkeitspflege und der Gerichtsprunk des Originals mit vieler Wahrheit nachgeahmt werden, und wo — wenn es möglich ist — noch kälter, eingeschränkter und inkonsequenter als dort plaidirt wird. — Diese Causes célèbres noch mehr zu celebriren, läßt die Gesellschaft Medaillen prägen. Auf der einen Seite finden Sie einen Affen auf einen Krebs reitend — das gewöhnliche Bild der Gesellschaft — auf der andern einen jungen

Redner auf einer etwas erhöhten Stellung und etwas tiefer einige Zuhörer vor ihm stehend. Die Umschrift heisst: Ludendo fit aptior. Wie sinnreich! — Nur schade, daß es fast gewöhnlich bei dem Ludendo sein Verbleiben hat, und daß das aptior nur gar zu träge nachhinkt und nicht selten ganz ausbleibt. — —

Und nun kein Wort mehr über Bern. Was ich noch über den Zustand der Wissenschaften, der Erziehung, der Kultur u.s.w. zu sagen habe, verspare ich auf den Rückblick. — Izt mache ich mich reisefertig, und meinen nächsten Brief erhalten Sie aus dem Pays de Vaud. Dort winkt mir mehr als Ein Beruf. — — Sie wissen, ich trage noch eine Karte in meiner Briefftasche, worauf folgende Worte stehen: Helene, chez Madame de Grammont à Vevay! — —

Ende des zweiten Bandes.

— 283 —

Drukfehler.

Im ersten Theil, Seite 129 in der Anmerkung,
muß anstatt **Lucian**, **Lucan** gelesen
werden.

rk
el



Über die Schweiz und die Schweizer

Bd.: Zweiter Theil.

Berlin 1796

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.807(2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095871-6

VD18 11051442-003